

2 Konzeptuelle Rahmung

Mithilfe grundlegender Vorbemerkungen soll nun ein eigenständiger konzeptueller Rahmen aufgebaut werden, der es erlaubt, realen ökonomischen Phänomenen gerecht zu werden. Im Wesentlichen speist sich dieser Rahmen aus drei Strängen: Zunächst ist er aus den konkreten Forschungserfahrungen sowohl im Feld, wie auch in der interpretativen Auseinandersetzung mit dem zusammengetragenen empirischen Material, dabei insbesondere im Schritt der Typenbildung, entstanden. Weiterhin hat der Forschungsansatz durch eine Auseinandersetzung mit den paradigmatischen Grundzügen des Institutionalismus⁵ und sozialwissenschaftlichen Praxistheorien profitiert. Schließlich hat er eine philosophische Fundierung in der phänomenologischen Tradition und dem kritischen Realismus gewonnen (vgl. dazu Poitras 2021). Der konzeptuelle Rahmen wird nun von seiner wissenschaftstheoretischen Fundierung (Abschnitt 2.1) über seine Kernelemente (Abschnitte 2.2-2.4) bis hin zu einer methodisch-methodologischen Operationalisierung als praxeologische Institutionenforschung (Kapitel 3) eingeführt. Als Anschauungsbeispiel dient dabei stets das im Rahmen dieser Arbeit interessierende Thema von studentischen Selbst- und Weltverhältnissen.

2.1 LEBENSWELT, SINNSTIFTUNG UND DIE LEBENSWELTLICHE LÜCKE

Als entscheidende Kategorie des vorliegenden Forschungsansatzes wird zunächst der Begriff der Lebenswelt eingeführt. Die Lebenswelt wird hier mit Bezug auf die phä-

5 Ich unterscheide hier dezidiert nicht zwischen originärem oder ‚altem‘ ökonomischem Institutionalismus in der Tradition insb. Thorstein Veblens (vgl. Milonakis und Fine 2009, Kap. 9–10; Rutherford 1999; Reuter 1996) und dem soziologischen Neoinstitutionalismus (vgl. Hasse und Krüger 2020; Senge und Hellmann 2006). Wie Scott (2014, Kap. 1 hier zusätzlich mit Bezug auf politikwissenschaftliche Institutionalismen) unterstreicht, weisen beide Stränge nicht nur eine gemeinsame Geschichte, sondern insbesondere auch große konzeptuelle Ähnlichkeiten auf (vgl. dazu die fruchtbaren Ergänzungen in Schmid und Maurer 2003, hier jedoch teilweise auch mit Bezug auf die Neue Institutionenökonomik). Als konzeptuell rahmendes Kapitel stehen eben jene inhaltlichen Aspekte im Vordergrund; ihre disziplinäre Einordnung steht nicht nur im Hintergrund, sondern soll zugunsten einer gegenstandorientierten Interdisziplinarität bewusst unterlaufen werden (vgl. Abschnitt 3.2).

nomenologische Tradition⁶ als zugleich transzendente, erfahrbare und sozial geteilte Instanz verstanden. Die Lebenswelt ist dasjenige, was alle gelebten Erfahrungen aufwirft, sie ist das ‚Worin‘ dieser Erfahrungen, die wir als lebendige Menschen machen:

„Die Lebenswelt ist [...] für uns, die in ihr wach Lebenden, immer schon da, im voraus für uns seiend, ‚Boden‘ für alle, ob theoretische oder außertheoretische Praxis. Die Welt ist uns, den wachen, den immerzu irgendwie praktisch interessierten Subjekten, nicht gelegentlich einmal, sondern immer und notwendig als Universalfeld aller wirklichen und möglichen Praxis, als Horizont vorgegeben. Leben ist ständig In-Weltgewißheit-leben.“ (Hua VI, 145)⁷

„The life-world as just described is a transcendental notion. Rather than an object of intellectual life, the life-world ‚constitutes‘⁸ intellectual life. Husserl put the entrance door to all transcendental phenomenology in the short words: ‚The world (...) does not exist as an entity, as an object, but exists with such uniqueness that the plural⁹ makes no sense when applied to it‘ (Hua VI, 146, E.: 144).“ (Düppe 2009, 25)

Unsere performativen, intellektuellen, sprachlichen, affektiven, spirituellen oder andersartigen Regungen sind immer schon bezogen auf eine Welt, die wir fraglos vorfinden. Diese Welt ist gegeben, nicht gewollt (vgl. Merleau-Ponty 2002, 385). In diesem Sinne sind menschliche Regungen *spät* und existenziell nachrangig. Lebende Menschen bauen stets und unweigerlich eine Beziehung zur Lebenswelt auf, sei es in Form des Wanderns durch eine Landschaft, des Trauerns um einen verlorenen Freund oder in Form der distanzierenden Negation dieses Beziehungsverhältnisses. Das mit dem Begriff der Lebenswelt Bezeichnete ist somit genau genommen kein Konzept, das etwa mithilfe hermeneutischer Verfahren ‚erreicht‘ oder ‚freigelegt‘

-
- 6 Der Lebenswelt-Begriff Jürgen Habermas', den er in kritischer Anknüpfung an Husserl und Schütz entwickelt (vgl. Habermas 1988, Teil VI), ist nur bedingt mit dem hier eingeführten Begriff kompatibel. Sein Verständnis von Lebenswelt ragt bereits stark in das hinein, was gleich mit dem Sinnstiftungsbegriff als Bezugnahme auf die Lebenswelt eingeführt wird. Eine harte Trennschärfe ist hier nicht möglich, weil Sinnstiftungsprozesse selbst lebensweltliches Geschehen sind (s.u.). Gleichwohl soll die Differenz zwischen einer primordialen Lebenswelt und den menschlichen Bezugnahmen auf sie hier betont werden, weswegen auf die diese Seite betonenden, originalen Formulierungen von Husserl zurückgegriffen wird. Die berechtigte Habermas'sche Kritik an dessen egologischer Fundierung des Lebenswelt-Konzeptes, wie sie insbesondere von Schütz fortgeführt wurde (vgl. Svetlova 2008, 33 ff.), läuft damit am hier hervorgehobenen Aspekt von Husserls Lebenswelt-Begriff vorbei, insofern als dass nicht die Relation der Sinnstiftung, sondern das diese Relation überhaupt Aufwerfende benannt wird.
 - 7 Alle Zitate von Husserl beziehen sich auf die Werkeausgabe Husserliana (Hua), erschienen beim Martinus Nijhoff Verlag in Den Haag (vgl. Husserl 1950; 1954; 1960; 1973b; 1973a).
 - 8 Alle wörtlichen Zitate wurden in der Notation an die der gesamten Arbeit zugrunde liegende Zitationsweise mit deutschen Anführungszeichen angepasst. Die Formen zitierter Quellenangaben wurden jedoch wie im Original belassen.
 - 9 Diese Singularität der Lebenswelt wird mitunter auch in der pragmatistischen Tradition betont (vgl. Unger und Smolin 2015, 5 ff.).

werden könnte. Es ist auch kein Objekt, das vollständig umrissen oder abgebildet werden könnte. „Die Lebenswelt ist ein Reich ursprünglicher Evidenzen“ (Hua VI, 130). Wegen ihres ursprünglichen oder „primordialen“¹⁰ (Hua I, 169), daher vorrangigen, Charakters ist sie prinzipiell nicht einholbar.¹¹ Sie ist dasjenige, was überhaupt die Motivation eines Einholens aufwirft. Sie ist ein „inexhaustible supply of otherness, and [...] an irreducible challenge to every established signification“ (Castoriadis 1997, 371). Die Lebenswelt ist wohl gemerkt nicht auf ‚Natur‘ zu reduzieren, sondern in einem anderen Begriff vielleicht als ‚sozial-ökologischer Erfahrungsraum‘ zu fassen – eine phänomenale Bühne, auf der wir immer schon stehen, ohne es wollen zu müssen.

In einem zweiten Schritt soll nun für die grundlegende und alltäglich stattfindende *menschliche Bezugnahme* auf die Lebenswelt im Anschluss an Svetlova der Begriff der *Sinnstiftung*¹² eingeführt werden:

„Der Sinn entsteht dadurch, dass das Subjekt immer wieder in einer Situation Stellung gegenüber der Welt nimmt. Entscheidend bleibt der Prozesscharakter des Vorgangs der Sinnentstehung: Sinn ist nicht in den Dingen, Texten oder Situationen vorgegeben, er entsteht im Entwerfen und Interpretieren der Handlungen [...] Wenn etwas Unvertrautes, d.h. auch Unerwartetes passiert, sind neue Interpretationen gefragt, die das ungewöhnliche Ereignis in einem neuen Kontext wieder als verständlich erscheinen lassen. Diese Einordnung zu ermöglichen, ist die zentrale Aufgabe der Sinngebung: Dem überraschenden Ereignis muss ein *neuer* Sinn gegeben werden.“ (Svetlova 2008, 31)

Svetlova deutet an, dass die Welt niemals abschließend ausgedeutet oder eingeholt werden kann. Ihre prinzipielle Vorrangigkeit verstrickt den Menschen in ein endloses Wechselspiel von Erfahrungen, die immer wieder dazu anregen, den Sinn der Beziehungen zur Lebenswelt zu aktualisieren, ohne darin aber jemals zu einer abgeschlossenen, sinnfertigen Beziehung zu ihr zu gelangen. Diese Differenz zwischen der erfahrenen Lebenswelt einerseits und den menschlichen Bezugnahmen auf sie andererseits nenne ich die lebensweltliche Lücke (vgl. Abbildung 1). Sie klafft zwischen der Lebenswelt als vorrangige ‚Bühne‘ oder ‚Worin‘ von Erfahrungen (türkiser Hintergrund) und den menschlichen Bezugnahmen auf sie (rote Flächen). Die Sinnstiftungsprozesse können dabei, schaubildlich gesprochen, niemals ein imaginiertes Gesamt der Lebenswelt einholen oder abdecken. Der Kreis ist immer größer als die Raute, als Differenz entsteht die lebensweltliche Lücke.

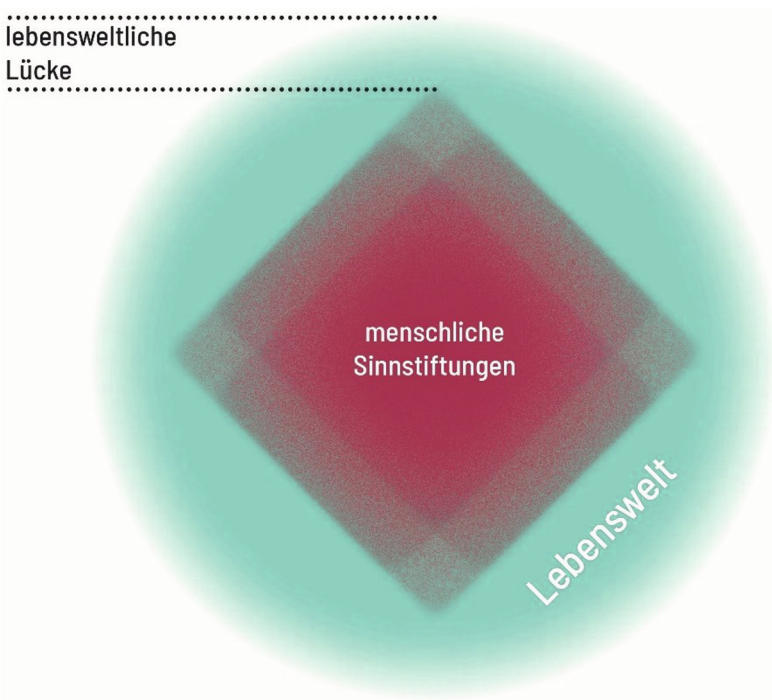
10 Von lat. primus (erster) und ordior (Anfang). Vgl. dazu Lee (2002).

11 Damit ist auch gesagt, dass streng idealistische Positionen, wie sie etwa vom radikalen Konstruktivismus vertreten werden, und die letztlich eine Auflösung zwischen epistemata und ontata (damit im Schlepptau auch Epistemologie und Ontologie) im Sinn führen, konsequent abgelehnt wird. Es gibt eine erfahrbare Lebenswelt vor der menschlichen Bezugnahme, auch wenn hier offenbleibt, ob und inwieweit es einzelnen Menschen möglich ist, diese Bezugnahme zu durchbrechen.

12 Der Sinnstiftungsbegriff wird in den späteren Abschnitten gelegentlich synonym mit dem Interpretationsbegriff verwendet, wie er in den Sozialwissenschaften geläufiger ist. In den wissenschaftstheoretischen Vorbemerkungen wird der Begriff der Sinnstiftung bevorzugt, weil er die aktive und mitunter kreative Seite von Interpretationsprozessen betont.

Aus der Lücke heraus entsteht ein dynamisches, prozesshaftes Geschehen der menschlichen Sinnstiftung, das niemals in ein Gleichgewicht oder einen Ruhepunkt findet.¹³ Diese Dynamik wird noch zusätzlich dadurch gesteigert, insofern als dass die menschlichen Bezugnahmen auf die Lebenswelt selbst Teil derselben werden. Die Verwirklichung menschlicher Bezugnahmen in Form gelebter Praxis wird *in actu* selbst lebensweltliches Geschehen: „The world of our everyday life is not only the scene of our actions but also their object. [...] In this pragmatic world, objects of the world therefore are things that we have to modify by our actions or which modify our actions“ (A. Schütz 1996, 27). Lebenswelt und menschliche Deutung derselben als lebensweltliche Praxis sind somit untrennbar ineinander verstrickt (vgl. Castoriadis 1997, 338–39). Wie die beiden folgenden Unterabschnitte zeigen, werden die Prozesse menschlicher Sinnstiftung noch durch zwei weitere Spannungsfelder erweitert und gleichsam dynamisiert: die Spannungen zwischen Individualität und Sozialität einerseits und zwischen Praxis und Reflexion andererseits. Alle drei Spannungsfelder verunmöglichen eine abschließende ‚Abbildung‘, ‚Lösung‘ oder ‚Entzifferung‘ der Fülle lebensweltlicher und also auch sozialer Realität.

Abbildung 1: Menschliche Sinnstiftungen in Bezugnahme auf eine nicht einholbare Lebenswelt



Quelle: eigene Darstellung

13 In dieser beunruhigenden Qualität kann die Lebenswelt auch als die phänomenologische Figur des Dritten, ein hinlänglich bekannter topos der Sozialphilosophie und auch in der Soziologie (vgl. Bedorf, Fischer, und Lindemann 2010) verstanden werden.

Das bedeutet aber andererseits nicht, dass eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Lebenswelt und den menschlichen Bezugnahmen auf sie nicht möglich wäre. Denn deren prinzipielle Weite, die sich auch in den Metaphern der Lebenswelt als Horizont (Husserl) oder Kosmos (Fink) widerspiegelt, wird durch ihre phänomenale Erscheinung in konkreten Situationen kontrastiert. Situationen kennen einen Ort, eine Zeit. Ihnen sind beobachtbare Phänomene, eine Materialität und Körperlichkeit inhärent. Eine Situation auf Madagaskar wird sich in vielen Aspekten immer von einer Situation auf Sizilien unterscheiden. In diesen Situationen ‚zeigt sich‘ die Lebenswelt in Form von Phänomenen, die der menschlichen Erfahrung zugänglich sind. Husserl spricht von einer „Gegebenheitsweise“ der Lebenswelt, die sich noch in der subjektiv gewendeten Chiffre der „Geworfenheit des Menschen“ seines Schülers Heidegger widerspiegeln wird; „der wirkliche, leibliche, auf der festen wohlgerundeten Erde stehende, alle Naturkräfte aus- und einatmende Mensch“, wie ihn Marx nannte (MEW 40, 577). Ihre gegenwärtige Situation als Leser:in etwa umfasst mindestens Sie selbst und dieses Buch in analoger oder digitaler Form. Sie beinhaltet aber auch ihre raum-zeitliche Situierung (also wo und wann Sie gerade lesen), den sozialen Kontext (etwa im Rahmen eines Selbststudiums oder eines Seminars) bis hin zu ihrer emotionalen Verfassung und der sie umgebenden Atmosphäre (der Sicherheit, der Bedrohung, des Aufbruchs), etc. Das sind einige der Elemente der Situation, die sie gerade durchleben und die Sie durch die Praxis Ihrer Lektüre in Teilen herstellen. Mit Bezug auf den hier interessierenden Gegenstandsbereich sind Studierende der Wirtschaftswissenschaften als solche immer in einen bestimmten Kontext, einen Erfahrungsraum eingelassen. Und auch wenn sich der entsprechende Erfahrungsraum in Wien in bestimmten Aspekten mit einem vergleichbaren Studien-Erfahrungsraum in Bogotá decken wird, so werden es unauflösbar immer zwei unterschiedliche Situationen mit spezifischen Eigenheiten bleiben. Und auch ‚Wirtschaft‘ findet immer an konkreten Orten und zu konkreten Zeiten statt (s.u.): z.B. zur Frühschicht in der Fertigungshalle, zur Erntezeit auf dem Acker, 24/7 vor einem Bildschirm, ein Leben lang in der Cobalt-Mine.

Neben den Situationen, sind auch die routinisierten Verfahren ihrer Bewältigung, etwa in Form von Deutungsmustern, Sprache, Entscheidungsrouinen, Handgriffen, Bewegungsabläufen, Mimiken etc. sind nicht nur fassbar und konkret, sondern eben immer auch besonders und spezifisch. Mit diesen etablierten Routinen der Sinnstiftung, die Menschen in einer konkreten Situation in Anschlag bringen, ist eine Sphäre von Bedeutungen und Sinnhaftigkeit angesprochen, die Menschen einer bestimmten Tradition, Kultur oder eines Milieus oftmals fraglos nutzen, um der Lebenswelt zu begegnen. Später werde ich für den konzeptionellen und methodischen Umgang mit ihnen den Begriff der Institutionen einführen. Situative Verortungen und die darin vorgefundenen institutionellen Arrangements geben einer Erfahrung eine *bestimmte* und damit begrenzte Form. Erfahrungen zu machen, heißt immer, sie *dort* und *dann* als *diese* oder *jene* und auf diese oder jene Weise zu machen. Sowohl der spezifische Modus der Bezugnahme wie auch der spezifische Gegenstand oder der ‚phänomenale Partner‘ einer Erfahrung sind somit limitiert oder präkonfiguriert, niemals ‚Ganzes‘. Sie werden verhandelt und bestimmt in einem lebendigen Wechselspiel *zwischen* Mensch und Welt in einer raum-zeitlichen Situation.

„The creation of instituting society, as instituted society, is each time a common world – *kosmos koinos*: the positing of individuals, of their types, relations and activities; but also the positing of things, their types, relations and signification – all of which are caught up each time in receptacles and frames of reference instituted as common, which make them exist together.“ (Castoriadis 1997, 370)

Der Unterschied einer Situation auf Madagaskar einerseits und auf Sizilien andererseits ist somit nicht nur durch die Situation gegeben (durch die phänomenale Erscheinung der Lebenswelt), sondern auch durch die Bedeutung, die wir der Situation als biographische Individuen, als Angehörige einer Gruppe, einer Sprachfamilie etc. beimessen (vgl. Lawson 1987, 961–62; Dolfsma und Verburg 2008, 1039–40). Zwei Studierende der Volkswirtschaftslehre, die in Köln nebeneinander in der gleichen Vorlesung sitzen, werden die Situation womöglich vollkommen unterschiedlich bewerten oder bewältigen: Während Gabriele mit einer latenten Beunruhigung ein akribisches Vorlesungsprotokoll anlegt, versucht Monika, sich in anschwellender Vorfreude die Optionen des Abendprogramms zu vergegenwärtigen. Beide Seiten der Sinnstiftungsprozesse (Lebenswelt und Menschen) werden in einer vermeintlich profanen Konkretion gelebt, die in ihrer Aspekthaftigkeit verstehbar – auch wissenschaftlich verstehbar – ist. Aufeinander bezogen in einem konkreten lebensweltlichen Geschehen, ist diese Konkretion aber unweigerlich dynamischer Natur. Es werden ständig neue (,Versionen‘ der) Lebenswelt und neue Deutungen derselben (re-)produziert.

Mit den in Gruppen oder Milieus geteilten Institutionen der Sinnstiftung ist zugleich ihr spezifischer Modus angesprochen: *Sinnstiftung ist immer eine soziale Bezugnahme auf die Lebenswelt*. In einem strengen Sinne ist man niemals alleine in einer Situation: Auch der Eremit pflegt diskursive und performative Bezugnahmen auf die Lebenswelt, die er in einer Gruppe, einer Familie erlernt hat. Das Selbstgespräch, aber auch die Praktiken des Selbstumgangs bezeugen diese ‚soziale Geworfenheit‘. Wie wir sehen werden, ist eine soziale Situierung keineswegs mit einer sozialen Determination zu verwechseln. Dem Menschen bieten sich immer wieder Möglichkeiten, das sozial Gelernte und Normalisierte zu verändern. Die *default position* menschlicher Bezugnahmen auf die Lebenswelt ist aber eine sozial geprägte und erlernte:

„The conceptualization focuses on the interpretative acts by which actors construct perceptions of rationality intersubjectively in the action process itself. Intentionally rational strategies are analyzed as constitutively anchored in the actor’s interpretation of the situation which he or she confronts. This process is not purely subjective but based on generalized expectations which George Herbert Mead categorized as the ‚generalized other.‘ *Embeddedness* then refers to the social structuration of worlds of meaning whose enactment is based on interpretation. This process is undetermined but not unstructured.“ (Beckert 2003, 770–71)

Dies gilt für die Biografien einzelner Akteure ebenso wie neue soziale Phänomene. Sie gehen unweigerlich aus ‚alten‘ Phänomenen oder ‚Strukturen‘ hervor, emergieren aus einem Netz menschlicher Sinnstiftungen. Und noch die radikalste Neuschöpfung eines genialen Individuums realisiert sich erst dann – und wird erst dadurch sinnvoll – wenn sie in etablierte Bezüge gestellt wird. Soziale Realitäten haben also immer

eine Geschichte und sie werden immer zu Geschichte: „Das Mögliche entsteht (durch die Unterscheidungen) im Wirklichen, das Neue im Alten, das Fremde im Eigenen, der Unsinn im Sinn“ (Svetlova 2008, 160). Damit ist ein sozialer Sinnstiftungs- und Wissensbegriff¹⁴ etabliert, der im folgenden Unterabschnitt noch weiter präzisiert wird.

Was sich zunächst einmal fernab ökonomischer Standardtheorie anhören mag, bewegt sich sicherlich nicht fernab ökonomischer Wirklichkeit und zeitigt tiefgreifende Reformbedarfe für die wirtschaftswissenschaftliche Praxis. Wenn das Wirtschaften nicht in quasi-natürlichen Gesetzmäßigkeiten, sondern in menschlichen Sinnstiftungen als Bezugnahmen auf lebensweltliche Situationen abläuft, dann gilt auch hier die Losung Alfred Schütz': „any science dealing with human affairs and eager to grasp human reality has to be founded on the interpretation of the *Lebenswelt* by human beings living within it“ (A. Schütz 1996, 72). Wirtschaften kann als ein Teilbereich der menschlichen Bezugnahmen auf die Lebenswelt gefasst werden, und zwar jene Bezugnahmen, die als „wirtschaftlich“ oder „ökonomisch“ bezeichnet werden. Es gibt kein absolutes Verständnis oder eine allgemeingültige Definition dessen, was Wirtschaft sei. Der Sinn des Wirtschaftens entstammt keinen abstrakten Regeln oder Definitionen, sondern einem lebensweltlichen Handlungsvollzug: „What makes meaning meaningful is not its particular function within statements (as in Kant), but it lies in the achievement of sense (*Sinnvollzug*), that is, in the act of carrying out“ (Düppe 2009, 24; vgl. dazu auch Schmidt-Wellenburg und Lebaron 2018, N. 1; Ötsch 2019, Kap. 8).

Wirtschaft ist also dasjenige, was in einem Akt der Sinnstiftung als solches bedeutet wird: „Deswegen wird Sinnstiftung anstatt der Nutzenmaximierung zu dem zentralen Prinzip und Sinn zu einem Schlüsselbegriff der *Theorie des Ökonomischen* erklärt“ (Svetlova 2008, 133; vgl. auch 2016, 191).¹⁵ In ihren ökonomischen Handlungen (re-) produzieren wirtschaftende Menschen nicht nur eine materielle Sphäre, sondern auch Sinnhorizonte in denen diese Handlungen als sinnvoll erscheinen (vgl. Beckert 2019). Sinn ist gewissermaßen Kuppelprodukt eines jeden ökonomischen Handelns. Die Lebenswelt ist für wirtschaftende Akteure also nicht einfach gegeben (etwa in ihrer Konstitution als Güterraum mit erwartbaren Nutzenquanten), noch ist

14 Mit Blick auf einen solchen Wissensbegriff schließe ich mich Andreas Reckwitz an: „Kennzeichnend ist, daß der Begriff des ‚Wissens‘ hier vom Bezug auf Wahrheit gelöst und auf den Bezug zur Handlungspraxis umgestellt wird: Entscheidend ist nicht, ob die Wissensformen, über die die Handelnden verfügen, objektiv wahr oder falsch sind, sondern daß sie die Akteure dazu in die Lage versetzen, bestimmte Handlungsweisen hervorzubringen und andere nicht“ (Reckwitz 1999, 26). Mit Blick auf wissenschaftliches Wissen, oder Wissen zweiter Ordnung sind gleichwohl andere ‚Erfolgskriterien‘ zu formulieren (vgl. Unterabschnitte 2.1.3 und 3.2.1).

15 Ich vertrete die Position, ‚Wirtschaft‘ als all jene menschlichen Praktiken zu fassen, die die existenzielle Daseinsfür- und vorsorge zum Zweck haben (vgl. grundlegend dazu Biesecker und Hofmeister 2014; T. Jo und Todorova 2018; Praetorius 2015; Jaeggi 2018, 350 ff.). In der vorliegenden Arbeit soll es aber nicht darum gehen, eine spezifische Deutung des Wirtschaftens zu propagieren, sondern vielmehr zu rekonstruieren, wie Studierende eigene Sinnstiftungen unternehmen und wie sie dabei insbesondere sich selbst deuten (vgl. dazu detailliert Abschnitt 3.1).

ihre reflexive oder performative Bezogenheit *ex ante* gesetzt (etwa in Form von Präferenzordnungen und Nutzenfunktionen). Auch wirtschaftende Menschen müssen die Lebenswelt zunächst erfahren und sich in diesen Erfahrungen auf sie in bestimmter Weise beziehen. Um nur ein Beispiel zu nennen, kann etwa unternehmerische Praxis als ein sinnstiftendes Unterfangen konzeptualisiert werden, das eben – je nach realisiertem Sinn – unterschiedliche soziale, bzw. unternehmerische Realitäten hervorbringt (vgl. Weick 1995; Ortmann 2008; Svetlova 2010; Dekker, Remic, und Dalla Chiesa 2020).¹⁶

Ein solches Wirtschaftsverständnis hat gravierende Auswirkungen auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit demselben, etwa die prinzipielle Mehrdeutigkeit, Widersprüchlichkeit und Unberechenbarkeit ökonomischer Praxis:

„Mit dem Konzipieren des Wirtschaftens als Sinnprozessieren geht auch die Erkenntnis einher, dass das ökonomische Leben das Leben mit Paradoxien und Dilemmata darstellt, mit den Problemen eben, die grundsätzlich nicht gelöst werden können.“ (Svetlova 2008, 157)

Zugleich kann vor dem Hintergrund eines solch prozessualen Wirtschaftsverständnisses die Bedeutung des Erkenntnisinteresses der vorliegenden Arbeit hervorgehoben werden: Bildungskontexte können als jene Orte beschrieben werden, in denen institutionalisierte und damit auch normalisierte Sinnstiftungen über einen bestimmten Themenbereich an Menschen weitergereicht werden, die mit diesen Sinnstiftungen bislang nicht in Berührung gekommen waren. Das Wirtschaftsstudium erscheint dann als ein institutionalisierter Ort, an dem diejenigen Sinnhorizonte reproduziert werden, mit deren Hilfe die Wirtschaftswissenschaften Begriffe¹⁷ wie ‚Wirtschaft‘ oder ‚Ökonomie‘ zu deuten pflegen (vgl. Bäuerle 2020b; mit Bezug auf Fink 1970). All diese Beispiele aus dem Bereich ‚der Wirtschaft‘ unterstreichen, dass eine wirtschaftswissenschaftliche Auseinandersetzung mit sozialen Prozessen der Sinnstiftung in Bezug auf eine erfahrbare Lebenswelt geboten ist.

16 Bereits die schiere Benennung eines Unternehmens als ein eben solches kann bereits als ein solcher Akt der unternehmerischen Sinnstiftung gelten, der immer wieder realisiert werden muss, damit ein Unternehmen als Unternehmen dauerhaft Geltung beanspruchen darf: „The law does not say that some preexisting X becomes a corporation; rather, it says that a corporation may be formed. It says that the performance of these written speech acts – ‚executing and filing articles of incorporation‘ – counts as the creation of a corporation – ‚the corporate existence begins upon the filing of the articles and continues perpetually ...‘. In this case we seem to have created a remarkably potent object, a limited liability corporation, so to speak out of thin air. No preexisting object was operated on to turn it into a corporation. Rather, we simply made it the case by fiat, by Declaration, that the corporation exists. Notice also that the whole point of doing this is to create a rather elaborate set of power relationships between actual people; indeed, the corporation consists of such relationships“ (Searle 2010, 98).

17 Wie gleich noch deutlich werden wird, beziehen sich viele wirtschaftswissenschaftliche Sinnstiftungen tatsächlich nicht auf reale Phänomene, sondern auf abstrakte Vorstellungswelten. Dies gilt insbesondere für den Bereich ökonomischer Bildungsprogramme. Ein solch abstraktes Sinnprozessieren ist und bleibt aber eine lebensweltliche Praxis (im konkreten Erfahrungsraum Identität, s.u.) und kann als solche auch untersucht werden.

Dabei kann und sollte die Ökonomik drei wichtige Lehren der in einer phänomenologischen Tradition arbeitenden Sozialwissenschaften ernst nehmen. Diese beziehen sich auf die *Demarkation ihres Gegenstandes*, als auch mit Bezug auf ihre *eigene Situiertheit* und schließlich *ihre methodischen Mittel*.

2.1.1 Wissenschaft und Lebenswelt

Sozialwissenschaften widmen sich den Vorgängen des menschlichen Zusammenlebens. Wenn sich dieses Zusammenleben immer schon bezogen auf die Lebenswelt findet und die Bezugnahme auf Grundlage einer Sphäre von Sinn erfolgt, dann werden die Prozesse der menschlichen Sinnstiftung zum zentralen Gegenstand sozialwissenschaftlicher und somit auch wirtschaftswissenschaftlicher Forschung (vgl. Reckwitz 1999, 22). Soziale Realität kann dann als (immer nur situatives) Produkt dieser Prozesse bezeichnet werden. Gleichwohl ist die hier vorgeschlagene Analyseperspektive weniger an den Zwischenprodukten, sondern vielmehr an dem tätigen Produktionsprozess sozialen Sinns interessiert (vgl. Svetlova 2008, 172–73; Pratten 2013; Baggio 2020; Mewes 2019; Graupe 2005). Ohne Prozess keine Produkte: Aus dieser Formel begründet sich ein Primat des Werdens statt einem des Seins – wobei prinzipiell offen ist, in welcher Qualität dieses Werden geschieht (etwa in einer Reproduktion des immer gleichen oder einem disruptiven Wandel, etc.). Ihm lässt sich etwa in Form folgender Fragen nachspüren: Wie und auf welcher Grundlage bewältigen Menschen lebensweltliche Situationen? Wie werden diese Grundlagen in Form von Sinnhorizonten hervorgebracht, weitergegeben und verändert? Wer an erfahrbaren und insofern realen Prozessen des menschlichen Zusammenlebens interessiert ist, muss diese Fragen auf die eine oder andere Art beantworten. Tatsächlich wurden sie in der Sozialphilosophie, den Sozialwissenschaften und also auch in den Wirtschaftswissenschaften auf unterschiedlichste Weise – mal expliziter, mal impliziter – beantwortet. Vielen dieser Antworten war und ist es zu eigen oder zielten gar darauf ab, die produktive und prinzipiell unabgeschlossene Tätigkeit des Sinnstiftens zu unterminieren (vgl. Unger 1978; 1987a; Graupe 2016a). Durch rigide Forschungsdesigns, Vorannahmen, Diskursabbrüche oder ähnliche Verfahren wird dasjenige, was sich als Gegenstand überhaupt noch zeigen kann, vor und während der Forschung teils drastisch eingeschränkt. Damit aber droht über einen Gegenstands- oder Weltverlust von vorne herein ein im Wortsinne sinnloses wissenschaftliches Forschen am Phänomen vorbei (vgl. Lawson 1987, 965). Tatsächlich muss zentralen wirtschaftswissenschaftlichen Traditionen ein solcher, das eigentliche Thema verfehlender, Forschungsansatz zur Last gelegt werden.

So auch im hier interessierenden Forschungsfeld: Die beiden Hauptstränge der Beforschung ökonomischer Hochschulbildung dürfen als genuiner Ausdruck solcher von den Forschenden her gesetzten Einschränkungen gelten. Sowohl die Einstellungsforschung mithilfe standardisierter Surveys,¹⁸ als auch die Verhaltensfor-

18 Siehe Frey, Pommerehne, und Gygi 1993; Whaples 1995; Cox 1998; Gandal u. a. 2005; Rubinstein 2006; Venetoklis 2007; Faravelli 2007; Brosig u. a. 2008; Cipriani, Lubian, und Zago 2009; Haucap und Just 2010; Iida und Oda 2011; Allgood u. a. 2012; Ruske und Suttner 2012; Childs 2012; Haucap und Heimeshoff 2014; Lopes, Graça, und Correia 2015; Goossens und Méon 2015; Burrus, Jones, und Schuhmann 2016; Hammock, Routon,

schung¹⁹ in künstlichen Laborbedingungen berauben sich bereits im Moment der Methodewahl der Möglichkeit, diejenigen Sinnstiftungsprozesse einzufangen, die reale Akteure in alltäglichen Situationen an den Tag legen. So geht die wirkmächtige Referenzstudie von Frey et al. (1993) der Frage einer signifikant größeren Eigennützigkeit unter Studierenden der Volkswirtschaftslehre in Zürich und West-Berlin (im Vergleich zu den Antworten von Haushalten in beiden Städten) auf Grundlage folgender Frage und Antwortmöglichkeiten nach:

„At a sight-seeing point, reachable only by foot, a well has been tapped. The bottled water is sold to thirsty hikers. The price is on Swiss franc (SFr) or one German mark (DM) per bottle. Daily production and therewith the stock are 100 bottles. On a particularly hot day, the supplier raises the price to SFr/DM 2 per bottle. How do you evaluate this price rise?

1. Completely fair
2. Acceptable
3. Unfair
4. Very unfair“

(Frey, Pommerehne, und Gygi 1993, 273–74; vgl. auch Haucap und Just 2010)²⁰

Fraglich bleibt hier zum einen, was die Auswahl aus einem Set von vier vorgegebenen Antwortmöglichkeiten in Bezug auf eine fiktive Entscheidungssituation über die moralischen Einstellungen aussagen kann, die sich in den alltäglichen Erwägungen oder Gewohnheiten der Teilnehmer:innen der Studie manifestieren. Zum anderen bleibt vollständig ungeklärt, welcher *spezifische Grund* für möglicherweise differie-

und Walker 2016; Çokgezen 2017; Harring, Lundholm, und Torbjörnsson 2017; Racko, Strauss, und Burchell 2017; Hummel, Pfaff, und Rost 2018; B. K. Petersen und Ford 2019; M. Petersen u. a. 2019; Paxton 2019; Nitsche und Döpke 2020.

19 Siehe Marwell und Ames 1981; Carter und Irons 1991; R. H. Frank, Gilovich, und Regan 1993; Kroncke 1993; Stanley und Tran 1998; Selten und Ockenfels 1998; B. Frank und Schulze 2000; T. James, Soroka, und Benjafeld 2001; H. S. James und Cohen 2004; Ahmed 2008; Fisman, Kariv, und Markovits 2008; Lundquist u. a. 2009; Iida und Oda 2011; Wang, Malhotra, und Murnighan 2011; McCannon 2014; Cappelen u. a. 2015; Gerlach 2017; Kaiser, Pedersen, und Koch 2018; Ifcher und Zarghamee 2018; López-Pérez und Spiegelman 2019; Muñoz-Izquierdo u. a. 2019; Spiegelman 2021.

20 Vgl. eine weitere Survey-Variante: „Denise ist ein Fahrgast in einem Zug, dessen Fahrer gerade gerufen hat, dass die Bremsen des Zuges versagt haben, und der dann vor Schock in Ohnmacht gefallen ist. Auf der vor ihr liegenden Strecke stehen fünf Leute; die Hänge sind so steil, dass die Leute nicht rechtzeitig von der Strecke kommen können. Das Gleis hat ein Nebengleis, das nach rechts führt, und Denise kann den Zug auf das Gleis umleiten. Leider befindet sich eine Person auf der rechten Spur. Denise kann den Zug umleiten und den einen töten, oder sie kann es unterlassen, den Zug umzuleiten und die fünf sterben lassen. Ist es moralisch vertretbar, dass Denise den Zug umleitet?

1. Ja, sie sollte dies sogar tun.
2. Ja, sie sollte dies nicht unbedingt tun, aber es ist vertretbar.
3. Nein, es ist nicht richtig, aber man kann es ihr nicht vorwerfen, wenn sie es tut.
4. Nein, sie sollte dies auf keinen Fall tun.
5. Keine Antwort.“ (Nitsche und Döpke 2020, 82)

rende Antworten ausschlaggebend ist. Denn das volkswirtschaftliche Studium ist aus der Akteursperspektive nicht einfach eine Art Eigenschaft, die ihm oder ihr anhaftet, sondern eine Lebensrealität, die er oder sie täglich bestreitet. Statt den direkten Weg zu gehen und Proband:innen auf diese Gründe hin zu befragen, sind standardisierte Verfahren darauf angewiesen, *mögliche* Gründe in Form von Hypothesen anzugeben und auf diese hin zu testen.²¹ Frey et al. (1993, 272) führen in dem Zusammenhang in Rückgriff auf Marwell und Ames (1981) die Selbstselektionshypothese einerseits und die Indoktrinationshypothese andererseits ein, an denen sich der weiterführende Forschungsdiskurs immer wieder abgearbeitet hat (vgl. dazu die Überblicksstudien von Hellmich 2019; Lenger und Buchner 2018; Enste, Haferkamp, und Fetchenhauer 2009). Erstere erklärt Unterschiede der Population von Ökonomie-Studierenden gegenüber anderen Populationen durch latente Einstellungen, die bereits vor dem Studium vorliegen und für eine Affinität mit Bezug auf die Studienwahl verantwortlich sind. Letztere erklärt die Unterschiede durch prägende Einflüsse durch das ‚treatment‘ *des Studiums selbst*. Ob diese Hypothesen hinreichen, der Vielfalt möglicher Gründe für divergierende moralische Bewertungen in und durch unterschiedliche Gruppen gerecht zu werden, darf bezweifelt werden (ganz unabhängig von der Frage wie diese Divergenz genau festgestellt wurde).

Eine ähnliche Kritik lässt sich neben Survey-Erhebungen auch verhaltenswissenschaftlichen Experimenten entgegenbringen (vgl. S. G. Johnson 2019; Klein u. a. 2012; vgl. mit Bezug auf die residuale Individualität im Rahmen spieltheoretischer Experimente Davis 2011, Kap. 5). Zum einen müssen diese Experimente, um ihren eigenen Kriterien erfolgreich entsprechen zu können, eine kontrollierte und für alle Teilnehmer:innen identische Situation erzeugen (vgl. dazu die eindrücklich dokumentierten Praktiken in Haus 2019). Am Anfang des überwiegenden Großteils²² der verhaltenswissenschaftlich angelegten Literatur zu den ‚typischen‘ Verhaltensweisen von Studierenden der Volkswirtschaftslehre beginnt insofern mit der Sterilisierung dessen, was hier eigentlich interessiert: lebensweltliche Bezüge.²³ Und auch die in aller Regel spieltheoretisch inspirierte Entscheidungssituation entbehrt jeglicher Gründung in den alltäglichen Lebensvollzügen der Entscheider:innen. So gewinnen die Forscher:innen sehr wohl ein Bild dessen, wie sich Menschen am Tag der Erhe-

21 Zu einer grundlegenden Kritik hypothesentestender Verfahren vgl. Bohnsack (1999, Kap. 2).

22 Forschungsdesigns, die auf realem Entscheidungsverhalten von Studierenden aufbauen, wurden von Frey und Meier (2003; 2005), Yezer et al. (1996), O’Roark (2012) sowie Nowell und Laufer (1997) realisiert. Aber auch hier werden Studierende nicht befragt, sondern statistische Signifikanzen mit Blick auf die Spendenbereitschaft, der Bereitschaft, einen vermeintlich verloren gegangenen Brief zurückzugeben oder das spätere Abstimmungsverhalten als Abgeordnete in einer bestimmten Population von Studierenden festgestellt.

23 Vgl. beispielhaft, dass und wie lebensweltliche Bezüge, insbesondere auch soziale Beziehungen, durch die Erhebungsdesigns proaktiv unterbunden werden: „It is very important that you do not talk to any other participant. If you do not follow this rule we will have to exclude you from the experiment and you will not earn any money“ (López-Pérez und Spiegelman 2019, 159; vgl. überdies Selten und Ockenfels 1998, 532; Carter und Irons 1991, 172; Wang, Malhotra, und Murnighan 2011, 648).

bung in einer künstlich arrangierten Entscheidungssituation auf dem Campus einer Universität verhalten. Die Aussagekraft dieses Erkenntnisgewinns für Entscheidungen (und andere Existenzregungen der Proband:innen) außerhalb der Laborsituation muss jedoch als gering eingeschätzt werden (vgl. Frollová, Vranka, und Houdek 2021). Statt sich mit vermeintlich objektiv gültigen Tatsachen zu beschäftigen, erschaffen Verhaltensforscher:innen durch ihre Interventionen neue soziale Realitäten, worin sich nichts anderes als der (in diesem Fall unreflektierte) Primat des Prozesses vor dem des Seins manifestiert (vgl. Böhme 2016). Hellmich (2019, 15) fasst nach der eingehenden Metaanalyse des hier betreffenden Forschungskontextes zusammen:

„Most standard lab settings – such as most of those used here – are not designed to be generalizable to any specific situation in the field or to make substantial predictions of any category of situations. They are intended to reveal basic mechanisms and regularities of economic decisions (Camerer, 2015). The experiments used here probably show that being trained in economics can make a difference. But they provide no reliable evidence that people trained in economics generally behave more self-serving, distrusting, and so forth, in the field.“

Im Ergebnis erlauben die gängigen Erhebungsdesigns zwar eine *eindeutige* Auswertung mithilfe statistischer Verfahren. Der Preis für diese Eindeutigkeit liegt jedoch in der methodischen Ignoranz gegenüber all jenem, was Entscheidungen für reale Menschen bedeutsam macht: ihre Kontextgebundenheit. Debatten wie jene um die Selbstselektions- vs. Indoktrinationshypothesen laufen damit Gefahr, zu Phantomdebatten zu werden, die an den eigentlichen Orientierungsproblemen und Sinnstiftungsprozessen von realen Akteuren vorbeilaufen. Und tatsächlich lassen sich in bemerkenswert vielen der oben genannten, standardisiert angelegten, Studien abschließende relativierende Bemerkungen finden, die ein Unwissen gegenüber den tatsächlichen Prozessen der Sinnstiftung zumindest implizit einräumen.²⁴ Die Beispiele zeigen, dass die Wahl der Methode keine nachrangige ist, sondern ganz wesentlich dasjenige bestimmt, was sich als Gegenstand überhaupt noch zeigen kann.

Immerhin, so ließe sich formulieren, gründen Survey- oder Verhaltensforscher:innen ihre Forschung überhaupt auf Regungen lebender Menschen. Wenngleich er in der Forschungsliteratur zu ökonomischer Hochschulbildung eine untergeordnete Rolle einnimmt, so sei vor diesem Hintergrund ergänzend angemerkt, dass genau diese Facette dem von Akerlof und Kranton (2000; 2005; 2010) entwickelten Ansatz der sog. ‚Identitätsökonomik‘ abgeht. Der Ansatz knüpft an die modellplatonische (oder perenniale) Tradition der neoklassischen Modellökonomik (H. Albert 1963) an und entwickelt ohne eine methodische Auseinandersetzung mit realen Prozessen der Selbst-Sinnstiftung ein Modell der Wahl von Identitätsangeboten.²⁵ Akt-

24 Vgl. beispielhaft: „The gender effect is an interesting phenomenon but it is not clear what are the reasons behind it. The same is true for the education effect and for the fact that it is restricted to male students. Here, too, further research is necessary“ (Selten und Ockenfels 1998, 532; vgl. außerdem Kroncke 1993, 344; Carter und Irons 1991, 177; Brosig u. a. 2008, 216; Iida und Oda 2011, 238).

25 In allen genannten Grundlagentexten werden zwar einführende Verweise auf reale Kontexte oder Phänomene der Selbst-Sinnstiftung unternommen; diese genießen jedoch allenfalls

euren wird hier eine Nutzenfunktion und eine Präferenzordnung mit Blick auf Identitätsoptionen zugewiesen, womit diesen Akteuren dann im Moment der Entscheidung zwischen gegebenen Identitätsalternativen eine eindeutige Wahl möglich wird:

„We propose the following utility function:

$$(1) U_j = U_j(\mathbf{a}_j, \mathbf{a}_{-j}, I_j).$$

Utility depends on j 's identity or self-image I_j , as well as on the usual vectors of j 's actions, \mathbf{a}_j , and others' actions, \mathbf{a}_{-j} . Since \mathbf{a}_j and \mathbf{a}_{-j} determine j 's consumption of goods and services, these arguments and $U_j(\cdot)$ are sufficient to capture the standard economics of own actions and externalities.“ (Akerlof und Kranton 2000, 719)

„Identität“ wird im Kern auf eine (weitere) Nutzenoption reduziert und ihrerseits wie folgt modelliert:

“Following our discussion above, we propose the following representation of I_j :

$$(2) I_j = I_j(\mathbf{a}_j, \mathbf{a}_{-j}; \mathbf{c}_j, \mathbf{e}_j, \mathbf{P}).$$

„A person j 's identity I_j depends, first of all, on j 's assigned social categories \mathbf{c}_j . The social status of a category is given by the function $I_j(\cdot)$, and a person assigned a category with higher social status may enjoy an enhanced self-image. Identity further depends on the extent to which j 's own given characteristics \mathbf{e}_j match the ideal of j 's assigned category, indicated by the prescriptions \mathbf{P} . Finally, identity depends on the extent to which j 's own and others' actions correspond to prescribed behavior indicated by \mathbf{P} . We call increases or decreases in utility that derive from I_j , *gains or losses in identity*.“ (Akerlof und Kranton 2000, 719)

Durch die vollständige modelltheoretische Einhegung dessen, was ‚Identität‘ oder ‚sozialer Status‘ für vollständig ‚charakterisierte‘ und mit ‚sozialen Kategorien‘ versehene Akteure noch bedeuten darf, und die Annahme, dass das entscheidende Individuum dabei einem quasi-natürlichen Mechanismus der Angstreduzierung unterliegt (vgl. Akerlof und Kranton 2000, 728), wird dann das individuelle Verhalten eindeutig bestimm- und vorhersagbar: „In the simplest case, an individual j chooses actions to maximize utility (1), taking as given \mathbf{c}_j , \mathbf{e}_j , and \mathbf{P} and the actions of others“ (Akerlof und Kranton 2000, 719). Durch den vollständigen Rückzug in eine idealisierte Vorstellungswelt wird es möglich, die möglichen Sinne einer Identitätsbildung auf einen einzigen zu reduzieren und auch noch das Ergebnis dieser Wahl qua Modellkonfiguration vorwegzunehmen. Der Ansatz ist insbesondere im bildungsökonomischen Diskurs (vgl. Akerlof und Kranton 2002) zum Einsatz gekommen. Modellplatonisch imaginierte Studierende wählen in diesen Szenarien quasi-mechanisch jene ‚Identitätsoptionen‘, die unter Berücksichtigung ihrer modellierten Charakteristiken und deren Passung zu jenen des modellierten Umfeldes ein Nutzenmaximum versprechen. In seiner originalen Formulierung entbehrt er jeglicher empirischen Verankerung.²⁶ Wenn ‚Realität‘ in den beiden oben genannten Forschungssträngen

kursorischen oder plausibilisierenden Charakter. Die Modellierung der Identitätswahl erfolgt dann stets ohne methodischen Bezug zur Realität.

26 Weiterentwicklungen etwa in der Bildungsökonomie ‚empirisieren‘ den Ansatz zumeist mithilfe der beiden zuvor genannten Forschungsansätze: Surveys (Clots-Figuera und Massella 2013) oder verhaltens- bzw. neurowissenschaftlichen Experimenten (Huettel und

schon nur in stark verkürzter oder deformierter Form in Erscheinung treten konnte, so ist sie hier endgültig außen vor (vgl. kritisch und grundlegend dazu Davis 2006, Abschn. 2.1; 2011, Kap. 4; Fine 2008).²⁷

All die soeben beleuchteten Einhegungen des wissenschaftlichen Gegenstandes sind in letzter Konsequenz als Wertungen anzusehen, von denen im Wesentlichen abhängt, was im Forschungsprozess wie auch in den -ergebnissen überhaupt noch in Erscheinung treten kann. Beispiele führt Bush zusammen:

„1) the identification of problems for inquiry as an expression of human interests; 2) the choice of an appropriate logic (or logics) to be used in the formulation of theoretical concepts; 3) the choice and application of a standard (or standards) of relevance in the process of abstraction; 4) the choice of appropriate techniques of empirical observation; 5) the choice and application of a standard (or standards) of statistical significance; 6) the choice of technique (or techniques) by which linguistic and historical dimensions of both the problem and the investigator are to be brought to the fore and subjected to critique; and 7) the choice and application of standards by which to monitor and clarify discourse among the community of scholars involved in the inquiry.“ (Bush 1993, 91–92)

In der Regel werden diese normativen, methodisch-methodologischen Entscheidungen im Forschungsprozess und insbesondere auch in dessen Versprachlichung in Form von Publikationen etc. allenfalls implizit thematisiert. Dadurch entsteht der Eindruck, dass ein Problem oder Phänomen *so* und nicht anders verhandelt gehört. Nicht selten wird gar behauptet, dass ein Phänomen *so sei*, wie in der wissenschaftlichen Arbeit dargelegt. Durch die Identifikation von Phänomen und wissenschaftlicher Interpretation desselben wird letztlich immer wieder die prinzipielle Unabgeschlossenheit des phänomenalen Geschehens und also die lebensweltliche Lücke zu schließen versucht. Es entsteht der Eindruck, dass die wissenschaftlichen *epistemata* mit den lebensweltlichen *onta* ident sein – worin aber verkannt wird, dass auch die wissenschaftliche Bezugnahme auf die Lebenswelt eine nachrangige und eine Pasung prinzipiell niemals erreichbar ist.²⁸

Oftmals wird in diesem illusionären Unterfangen dasjenige verfehlt, verloren oder geradewegs zerstört, was überhaupt beforscht werden sollte (vgl. Brodbeck 2012, 80). Die auf Husserls 1936 erschienene *Krisis*-Schrift zurückgehende Tradition

Kranton 2012). Vgl. mit Bezug auf letztere: „Physical laws and neurophysiological states physically allow or limit the manner in which we act. But they do not determine the content of the action, nor the reasons which moved us to act in one way instead of another“ (Baggio 2020, 1671; vgl. außerdem Davis 2010).

27 Davis (2011, 197) weitet diese Kritik auch auf das endogenisierende Identitätsmodell von Horst, Kirman und Teschl (2007) aus: „In effect, their approach, valuable as it is in its recognition of the need to endogenize identity, is too constrained by the mathematics of equilibrium theorizing to generate sufficient behavioral structure to produce any other account of personal identity but the one they anticipate“.

28 Die Aufrechterhaltung eines kategorialen Unterschiedes zwischen Interpretationen und Welt darf als Grundanliegen des kritischen Realismus gelten, wie er in den Wirtschaftswissenschaften neben Archer (2000, 30) insbesondere von Tony Lawson (1987; 1997) diskutiert wurde und wird.

(vgl. Reckwitz 1999, 27–28) machte eben diese Entfremdung von der oder gar den Verlust der Lebenswelt dem modernen Wissenschaftlichkeitsideal zum zentralen Vorwurf. Standardökonomische Forschung kann als Paradebeispiel dieses Verlustes genannt werden (vgl. Düppe 2009). Einen sozialwissenschaftlichen Gegenstand zu gewinnen (und zu behalten) heißt hingegen, eine epistemische Beziehung zu einem Phänomen der Lebenswelt aufzubauen.

2.1.2 Wissenschaftliche Positionierung

Die vorliegende Arbeit macht es sich zur Aufgabe, einen methodischen Weg anzubieten, wie sich ein soziales Phänomen (studentische Prozesse der Selbst-Sinnstiftung) von sich aus zeigen und nach seinen Maßstäben beforscht und repräsentiert werden kann. Statt das, was sich als soziale Realität zeigen kann, durch das Forschungsdesign bereits vorab so stark zu limitieren, dass darin der Gegenstand womöglich verloren ist oder geht, wird in den Unterabschnitten 2.2 und 2.3 im Anschluss an die Tradition des Institutionalismus ein eigener Vorschlag unterbreitet, welche möglichen Facetten menschlicher Sinnstiftungsprozesse von Sozialwissenschaftler:innen prinzipiell eröffnet und antizipiert werden müssen, um nicht bereits vorab am Gegenstand vorbei zu forschen.

Der wichtigste Schritt in diese Richtung ist die Anerkennung der Tatsache, dass wissenschaftliche Praxis immer lebensweltlich situiert erfolgt. Sie ist Teil und insofern ‚in‘ der Lebenswelt, niemals darüber oder außen vor. Im Konzert der möglichen Bezugnahmen auf sie und ihre phänomenalen Erscheinungen (etwa in Form von interagierenden Menschen) ist Sozialwissenschaftler:innen kein Logenplatz vergönnt. Sie können sich nicht außerhalb des lebensweltlichen, bzw. situativen Geschehens stellen, um von diesem imaginativen Ort dann gewissermaßen ‚zurück‘ auf die Phänomene der Lebenswelt zu blicken (vgl. Archer 2000, 23). Der Sinn von Wissenschaft ist in letzter Konsequenz immer ein lebensweltlicher und je stärker diese Beziehung in den Fokus gerückt wird, desto ‚sinnvoller‘ wird das wissenschaftliche Unterfangen – insbesondere auch für Nicht-Wissenschaftler:innen. Das heißt, dass sie etwa in Bezug auf die von Bush weiter oben formulierten Fragestellungen immer positioniert sind. Wissenschaftliche Praxis ist immer zugleich wertende Praxis, weil eine bestimmte Position bezogen wird. Es gibt keinen „Blick von nirgendwo“ (Nagel 1992):

„there are no absolute starting points, no self-evident, self-contained certainties on which we can build, because we always find ourselves in the middle of complex situations which we try to disentangle by making, then revising, provisional assumptions. This circularity – or perhaps one might call it a spiral approximation towards greater accuracy and knowledge – pervades our whole intellectual life“ (Rickman 1976, 11; zitiert nach Mirowski 1987, 1010; vgl. grundlegend Brodbeck 2002; sowie Unger 1987a)

Das bedeutet aber nicht, dass man *irgendwo* steht und einem in Frage stehenden Forschungsgegenstand nicht wissenschaftlich widmen und ihm gerecht werden kann. Einen dem Gegenstand angemessenen wissenschaftlichen Ort zu finden, verlangt jedoch in methodisch-methodologischer Hinsicht eine doppelte Öffnung:

- Zum einen können und müssen Sozialwissenschaftler:innen dasjenige, was sie konkret tun, auch kommunizieren. Sie müssen ihre eigene Praxis versprachlichen, um anderen nicht nur eine Nachahmung, sondern v.a. auch eine kritische Überprüfung ihrer Auseinandersetzung mit dem Gegenstand zu ermöglichen. Essenzieller Bestandteil dieser Explizierung ist das, was gemeinhin als Erkenntnisinteresse bezeichnet wird, also das in der Forschung spezifisch Anliegende. Das Erkenntnisinteresse markiert schließlich, zu welchem spezifischem Phänomen eine epistemische Beziehung ausgebildet wird oder werden soll. Die Methodenwahl wird dann in Abhängigkeit von genau diesem Erkenntnisinteresse begründet und ihre Durchführung dokumentiert. Zu einer solchen Offenlegung fähig zu sein heißt, seine Forschung prinzipiell verantworten (und verteidigen) zu können. Es zu tun heißt, eine transparente Auseinandersetzung mit seinem:ihrer Werk zu ermöglichen und zu befördern. Dieses und das nachfolgende Kapitel sind mein Versuch, das für die vorliegende Arbeit zu unternehmen. Er ist insofern als Offenlegung meines Verständnisses von Wirtschaft, den Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit ihr und ihrer konkreten Operationalisierung für einen hier spezifisch interessierenden Gegenstand gegenüber Ihnen als Leser:innen zu verstehen.
- Zum anderen können und müssen insbesondere Sozialwissenschaftler:innen ihrem Gegenstand und also den Menschen, die in ihren Kontexten Sinn (re)produzieren, es ermöglichen, sich im Verhältnis zum Erkenntnisinteresse der Forschenden so zeigen zu können, wie sie es wollen. Zweifelsfrei wird die epistemische Beziehung zwischen Sozialwissenschaftler:innen und den sie interessierenden Phänomenen von ersteren aufgeworfen und der Prozess entsprechend auch in großen Teilen von ihnen ausgehend strukturiert. Aus dieser Initiative lässt sich aber kein Recht ableiten, das interessierende Phänomen mit eigenen Sinnstiftungen zu überformen.²⁹ Aussagen über ein soziales, ein menschliches, Phänomen müssen ihren Gradmesser in den Äußerungen und Setzungen *der Menschen selbst* und nicht in jenen der Wissenschaftler:innen finden. Interpretationen zweiten Grades, also wissenschaftliche Interpretationen, müssen sich auf Interpretationen ersten Grades, also jene der Akteure, beziehen, die als solche ernst genommen und nicht aus ersteren abgeleitet werden können. Es ist eine interessierte (lat. *inter-esse* = dazwischen-sein) und insofern eine dienende Funktion, die Sozialwissenschaftler:innen einnehmen, keine überformende.

29 Ein Sonderfall bilden hier die transformativen Forschungsansätze, welche auf eine Veränderung ihrer Forschungsgegenstände aus sind (vgl. Wittmayer und Hölscher 2017, 40 ff.). Zu diesem Zweck hat sich jene jedoch an eine Reihe forschungsethischer Standards zu halten, die u.a. eine explizite und transparente Verhandlung der Veränderungsrichtung, wie auch des -prozesses unter Einbeziehung aller betroffenen Akteure umfassen (vgl. Wittmayer und Hölscher 2017, Abschn. 4.3.4; mit Bezug auf die Wirtschaftswissenschaften vgl. Pfriem u. a. 2017; sowie Hochmann 2020).

Die wissenschaftliche Freiheit, das legen beide hier vorgeschlagenen Öffnungen nahe, finden eine zu respektierende Begrenzung in der gelebten Freiheit der Beforschten, also den Akteuren der Sinnstiftung. Das kann u.a. auch bedeuten, dass der Erfolg einer Forschung nicht alleine von Wissenschaftler:innen, sondern auch und in zunehmender Weise durch beforschte Akteure selbst evaluiert und bewertet wird. Im Fall der vorliegenden Arbeit sind neben der wissenschaftlichen Fachcommunity somit auch Studierende gefragt: Treffen die hier vorgelegten Ergebnisse typische Sinnstiftungsprozesse von Studierenden der Volkswirtschaftslehre (vgl. dazu Unterabschnitt 3.2.1)?

Eine wissenschaftliche Freiheit, die auch als Beliebigkeit gelesen und praktiziert werden kann, wird hier um den Ethos einer *epistemischen Gerechtigkeit* ergänzt (vgl. Fricker 2007).³⁰ Als Sozialwissenschaftler:innen stehen wir in der Verantwortung, den Phänomenen, denen wir uns widmen, gerecht zu werden. Unsere Forschung bewegt sich nicht in einem luftleeren Raum – sie bezieht sich immer schon auf die Existenzregungen lebender Menschen. Diese Existenzialität des wissenschaftlichen Gegenübers verlangt eine ethische Entscheidung, bzw. Haltung. Wie bereits oben angedeutet, liegt eine solche normative Dimension zugleich auch im prinzipiellen Alternativenreichtum unserer Bezugnahmen auf das Gegenüber. Ich kann mich ökonomischer Realität *so oder so* widmen. Diese Entscheidung habe ich zu verantwor-

30 Spezifischer lehne ich das Konzept der epistemischen Gerechtigkeit an Fricker's Begriff einer ‚hermeneutischen Ungerechtigkeit‘ an: ‚hermeneutical injustice occurs [...] when a gap in collective interpretive resources puts someone at an unfair disadvantage when it comes to making sense of their social experiences‘ (Fricker 2007, 1; vgl. ausführlich ebd., Kap. 7). Im Zentrum steht hier die Beziehung von Interpretierenden zu ihren Erfahrungen. Hermeneutische Gerechtigkeit herrscht, wenn erstere letztere mithilfe ihrer kollektiv tradierten Sinnhorizonte adäquat zu deuten in der Lage sind – u.a. auch im Verhältnis zu anderen sozialen Gruppen mit anderen interpretativen Ressourcen. Gewendet als (sozial-)wissenschaftstheoretische Kategorie gewinnt dieses Kriterium noch an zusätzlicher Brisanz, weil die interpretierenden Forschenden für gewöhnlich *fremde* Erfahrungen deuten. Hier wird die ethische Bedeutung der sozialen, lebensweltlich vermittelten Beziehung zwischen Forschenden und Beforschten evident, deren Benennung und Verhandlung durch Fricker's Konzept ermöglicht wird. Der Erfolg des sozialwissenschaftlichen Unterfangens *muss* sich in der Verhandlung der Forschungsergebnisse mit den sozialen Akteuren beweisen – nicht nur weil sie als Urheber:innen der Sinnstiftungen ersten Grades die Legitimität jene zweiten Grades mitbeurteilen können sollten, sondern auch, weil sonst ein (ungerechtes) Wissensgefälle zwischen Wissenschaftler:innen und Akteur:innen entstünde. Erfolgreiche Sozialwissenschaften erzeugen immer ein epistemisches Gefälle gegenüber ihren Untersuchungsgegenständen, um dieses dann nach Möglichkeit wieder einzuebnen. Transfer, Kommunikation und Partizipation sind keine *add-ons*, sondern werden vor dem Hintergrund einer epistemischen Gerechtigkeit zu (forschungs-) ethischen Imperativen. Ähnlich wie Fricker geht es hier darum, jene zu ermächtigen, die bei der Verhandlung eines Sachverhaltes i.d.R. wenig zu sagen haben – obwohl sie der Sachverhalt betrifft oder sie vielleicht sogar der Sachverhalt *sind* (siehe Ökonomie-Studierende). Das Konzept der epistemischen Gerechtigkeit weist mithin eine enge Verwandtschaft mit dem auf, was Matthews (2006) ‚epistemic humility‘ nennt.

ten. Das bedeutet beispielsweise mit Blick auf die Frage nach der Adäquatheit von verschiedenen Konzeptionen von Individualität, dass diese nicht etwa im Lichte methodischer Moden, sondern in der Bezogenheit auf empirisch untersuchte/bedeutete Individuen entwickelt und verantwortet werden müssen (vgl. Davis 2011, 17). Schließlich spiegelt sich die Existenzialität des wissenschaftlichen Gegenübers auch in den Bedingungen der Möglichkeit (wirtschafts-)wissenschaftlicher Forschung selbst. Zu ihrer Durchführung ist sie auf Vermächnisse menschlicher Sinnstiftung und Instituierung angewiesen, sei es in Form von Sprache oder aber den Möglichkeiten akademischer Institutionen. Ohne eine explizite Bezogenheit auf diese existenziellen Hintergründe von Sozialforschung würde dieselbe notgedrungen sinnlos, da dem Bedeutungskontext ihrer Entstehung und Realisierung entzogen (Düppe 2009, 24; vgl. auch Wisman 1979, 24). Umgekehrt stellt die Begrenzung wissenschaftlicher Freiheit durch eine Verantwortungsbeziehung gegenüber dem Gegenstand eine Bedeutungsfülle wissenschaftlicher Praxis und wissenschaftlichen Wissens in Aussicht. In einer bewussten Beziehung zu lebensweltlichen Phänomenen zu forschen, ist immer ein Geschehen am ‚Zahn der Zeit‘. Gelingt dieses Unterfangen, wird die Herausforderung eines ‚Wissenstransfers‘ einfacher und der Sinn und Zweck sozialwissenschaftlicher Forschung auch für ein nicht-akademisches Publikum nachvollziehbarer. Die hier vorgenommene Institutionenforschung setzt es sich zum Ziel, studentische Sinnstiftungsprozesse zu verstehen und einem möglichst breiten Publikum verständlich zu machen. Die Qualität der Begegnung ist somit primär eine solche, die auf ein *Verstehen* und eine *Kommunikation des Verstandenen* aus ist. Das ist der Sinn meiner Forschung und sie würde sinnlos, wenn ich nicht verstünde, wie Studierende sich selbst verstehen lernen oder aber wenn ich ein gewonnenes Verständnis nicht angemessen versprachlichen könnte. Die Herausforderung meiner Forschung ist somit wie folgt einfach umrissen: Sie muss die Fülle studentischer Sinnstiftungen einzufangen erlauben und methodisch kontrollierte Wege markieren, die diese Fülle im Verlauf der Interpretationsphase nicht zerstören, sondern vielmehr einen nachvollziehbaren Ausdruck verleihen. Im Verfolgen dieser Leitplanken versuche ich, den Sinnstiftungspraktiken der Menschen gerecht zu werden, die ich beforsehe. Das ist gleichbedeutend mit dem Ziel, sie mit dem was sie sagen und tun, ernst zu nehmen; sie wohlgermerkt in einem äußerst intimen Bereich ihrer Existenz ernst zu nehmen, den ich nicht nur als Wissenschaftler, sondern auch als Mitmensch zu respektieren habe: Sinnstiftungen ihrer Selbst.

Mit der Einführung der epistemischen Gerechtigkeit wird zugleich die Vermessenheit des Unterfangens deutlich, *eine* bestimmte Deutung in den Rang einer raum- und zeitlosen Wahrheit erheben zu wollen. Nicht nur verschweigt ein solcher Versuch die immer herrschende Fülle menschlicher Interpretationsleistungen und -möglichkeiten; vielmehr wird dadurch die prinzipiell unabgeschlossene und offene Bezugnahme auf die Lebenswelt geschlossen und die phänomenale Fülle unter der proklamierten Wahrheit begraben (vgl. Unger und Smolin 2015, 70–72). Diese und andere Formen epistemischer Ungerechtigkeit sind möglich, in letzter Konsequenz aber immer illusionär, da selbst noch die Negation der Lebenswelt ein lebensweltliches Verhältnis darstellt, und also immer durch eine lebensweltliche Situiertheit aufgeworfen oder motiviert wird. Moderne Wissenschaft, darunter auch die Ökonomik, machte diese Negation geradewegs zu ihrer Existenzbedingung: „the

problem of modern science is that its *practice is the oblivion of the motives that give rise to it*“ (Düppe 2009, 2; vgl. auch Unger 1978; 1987a).

2.1.3 Wissenschaftliche Sinnstiftungen

Sozialwissenschaftler:innen sind jedoch nicht nur durch die schiere Ko-Existenz mit ihren Forschungsgegenständen immer schon ‚im gleichen Raum‘; auch die Mittel ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung sind in letzter Konsequenz vermittelt über alltägliche, vorwissenschaftliche Bezugnahmen auf die Lebenswelt. In ihren erklärenden, verstehenden, beobachtenden, analysierenden Zugängen zur Lebenswelt greifen Sozialwissenschaftler:innen immer schon auf *andere*, nicht-wissenschaftliche Bezugnahmen, zurück: „even economists are human beings, and cannot divest themselves of human habits of thought“ (Robinson 2021, 54; vgl. dazu die humorvolle Programmatik von McCloskey 2000, Kap. 1–2). Ihre Methoden und Erklärungen bauen auf allgemeine Kommunikations-, Interpretations- und Beobachtungsmuster auf, die Wissenschaft selbst nicht hervorbringt, sondern fraglos nutzt (vgl. Rosa 1999, 173–74). Anders formuliert: Wissenschaft und Wissenschaftler:innen haben eine Vergangenheit, derer sie sich *performativ* nicht entledigen können, sondern auf die sie angewiesen sind, um sich auf die Lebenswelt beziehen zu können:

„Husserl’s thesis of science presupposing the life-world means that science is phenomenologically *late*. Before there is an interest to adopt a scientific attitude, before a scientific practice can be instituted and carried out, already a lot of sense-labor (*Sinnarbeit*) had to take place. Science is not ‚self-made‘. Before we are able to claim scientific authority, we already acquired a great deal of the world by means of such acts as reminding, associating, apprehending, anticipating, expecting, being attracted, driven, repulsed or appealed, and other ‚primordial‘ forms of motivations that make experiences ‚lived‘ (Hua. XI). An epistemic interest is something that has to become. It has to grow. The practice of science is phenomenologically old. Science has a *past*.“ (Düppe 2009, 18)

Wenn menschliche Bezugnahmen schon existentiell spät sind, da immer bezogen auf eine bereits vorgefundene Lebenswelt, dann sind (sozial-)wissenschaftliche Interpretationen *doppelt* spät, insofern als dass sie neue Bezugnahmen (in Form von wissenschaftlichem Wissen) darstellen, die jedoch ihrerseits bereits auf anderen Bezugnahmen gründen. Kein ‚Alltagswissen‘ ohne Lebenswelt, kein wissenschaftliches Wissen ohne Alltagswissen. Bei sozialwissenschaftlichem Wissen handelt es sich um Interpretationen von Interpretationen oder „Konstruktionen zweiten Grades“ (A. Schütz 1971, 7):

„Interpretation must mediate between one context and another. We have no external place, untained by presuppositions, from which we can undertake social study. As we never escape pre-interpretation, it is healthy to respect this and not minimise interpretative difficulties or brush them aside. Problems of pre-interpretation mean that social studies are daunting and recondite, but not impossible, and need interpretative skills from the researcher“ (W. A. Jackson 2009, 146; vgl. außerdem Lavoie 1991; Gerrard 1993)

Das gilt insbesondere auch für die grundlegenden Motive, die wissenschaftliches Arbeiten überhaupt erst anstoßen. Beginnend mit der marginalistischen Revolution und weitergetragen von dem, was Paul Samuelson ‚Modern Mainstream Economics‘ nennen sollte (vgl. Cherrier 2016), hat ein beträchtlicher Anteil akademisch beheimateter Ökonom:innen alles daran gesetzt, diesen ihren Ursprung zu dementieren: „the indifference to the very concern of meaning seems to guarantee the economists’ discursive identity“ (Düppe 2009, 39). Die Repositionierung ökonomischer Wissenschaft in und aus lebensweltlicher Praxis heraus ist deswegen nur um den Preis ihrer grundlegenden, d.h. einer paradigmatischen Neupositionierung zu haben.

Bereits das wenige bis hierin Gesagte impliziert die Beantwortung einer großen Fülle von Fragen, die man wissenschaftstheoretisch verhandeln und operationalisieren könnte. Was ist der Mensch? Was ist Sinn? Kann ein Mensch überhaupt Sinn stiften? Kann er sich selbst verstehen? Wie tut er das? Tut er das immer gleich oder in wechselnder Gestalt? Und weiter: Wie kann man sich als Wissenschaftler:in den so beschriebenen und befragten Phänomenen nähern? Kann man es überhaupt? In der Tat wurden und werden diese Fragen in der Geschichte und Gegenwart der Wirtschaftswissenschaften im Allgemeinen und auch in den Forschungen zu der hier interessierenden Frage studentischer Sinnstiftungen im Konkreten auf äußerst unterschiedliche Art und Weise beantwortet. Diese Antworten lassen sich, so mein Vorschlag, entlang zweier Achsen kartieren, die interessanterweise auch bei der Rekonstruktion und dem Vergleich der studentischen Sinnstiftungsprozesse zum Vorschein kamen. Zum einen geht es um das Verhältnis von Individualität und Sozialität, zum anderen um das Verhältnis von Praxis und Reflexion. Die Einführung der beiden Achsen im Anschluss an einschlägige Literatur aus der Sozialphänomenologie, sozialwissenschaftlichen Praxistheorien, dem kritischen Realismus und Institutionentheorien wird im Verlauf dieses Kapitels so eingeführt, dass darin nicht nur der gegenwärtige Stand der Forschung zum hier interessierenden Themengebiet skizziert, sondern auch eine eigene Positionierung hinsichtlich des Umgangs mit dem Gegenstand möglich wird. Diese Positionierung wird schließlich in Kapitel 3 in ein methodisches Forschungsdesign übersetzt, das Anleihen in der rekonstruktiven Sozialforschung nimmt. Ich gehe im Rest der Arbeit davon aus, dass mein Gegenstand studentischer (Selbst-)Sinnstiftungsprozesse innerhalb der durch diese Achsen aufgeworfenen Spektren hinreichend dargestellt und verhandelt werden kann.

2.2 AKTEURE, INSTITUTIONEN UND DIE HORIZONTALE LÜCKE³¹

Ausgehend von dem eben dargelegten Bild der sozialen Realität als Prozess der Sinnstiftung in Bezogenheit auf eine singuläre und konkrete Lebenswelt stellt sich zum einen die Frage, *von wem* diese Prozesse in konkreten Situationen gelebt und bestimmt werden. Diese Frage wurde und wird in den Sozialwissenschaften auf

31 Bei der Entwicklung dieses Kapitels waren die pointierten Positionierungen bzw. Umriss institutionalistischer und pragmatistischer Methodologie von Hodgson (2003, 165–66, 175), Fleetwood (2008a), Mirowski (1987) und Fuller (2013, insb. 111) von großer Hilfe.

äußerst vielfältige Weise angegangen. Hier soll mithilfe einer maximalen Kontrastierung zweier Extremfälle, namentlich den beiden Polen des methodologischen Individualismus und des methodologischen Holismus ein Spektrum angeboten werden.³² Die Auseinandersetzung mit beiden Positionen wird im Anschluss eine eigene Positionierung ermöglichen, um schließlich in Unterabschnitt 2.3 zu dem *wie* oder *modus operandi* der Sinnstiftungen überzuleiten.

2.2.1 Kritik des methodologischen Individualismus

Der auf Schumpeter (vgl. Blaug 1992, 45) zurück gehende methodologische Individualismus gehört bis heute zu den standardökonomischen Grundpositionierungen, aber auch zu den impliziten Maßstäben einer zunehmenden Zahl heterodoxer oder anderer sozialwissenschaftlicher Ansätze. Ihm gemäß muss ökonomische, bzw. sozialwissenschaftliche Forschung immer vom einzelnen Individuum ausgehen. Soziale Aggregate bis hin zu ganzen Volkswirtschaften werden als Summen ihrer individuellen Teile gehandhabt. Die Kenntnis oder Bestimmung des Individuums ist damit für methodologische Individualist:innen im Allgemeinen und für standardökonomische Forschung im Besonderen von konstitutiver Bedeutung.

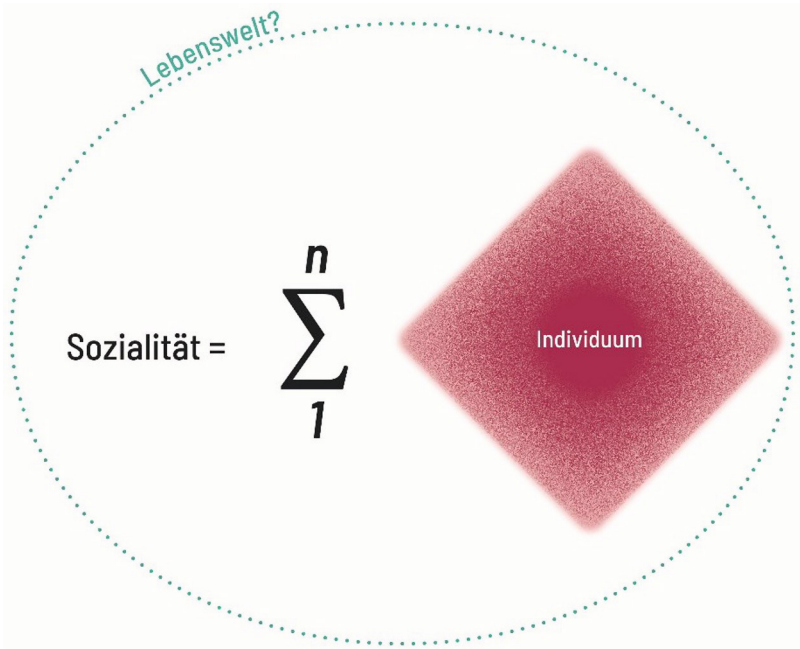
Mit der Entscheidung zum methodologischen Individualismus geht einher, dass das ‚Soziale‘ niemals mehr als ein Aggregat ist, keine eigene Realität besitzt oder eine von seinen Teilen unabhängige Eigendynamik entwickelt.³³ Sozialität im Sinne einer von Individuen unabhängigen Sphäre oder Dynamik kann für methodologische Individualist:innen niemals zum Untersuchungsgegenstand avancieren. Damit ist auch gesagt, dass eine solche nicht-existierende Sozialität (oder Kultur) auch keine Auswirkungen auf oder gar Prägungen des Individuums zeitigen können. Das Individuum ist aus sich selbst heraus vollständig erklär- und bestimmbar (vgl. Hodgson 2004, 16; 2013, Kap. 2). Diese Selbstgenügsamkeit des Individuums bringt es für den methodologischen Individualismus standardökonomischer Prägung zugleich mit sich, dass das hier angenommene Individuum keine lebensweltliche Situierung mehr kennt. Nicht nur ‚Soziales‘ oder ‚Kultur‘ bilden eine Leerstelle, sondern auch der Ort und die Zeit von Individualität. Das neoklassische Individuum, beispielsweise, ist ein durchwegs abstraktes. Es muss sich auf nichts beziehen, keinen Sinn stiften, es existiert im Kopf des:der Wissenschaftler:in in einer vollständigen Bestimmung. Insofern gibt es auch keine Spannungen zwischen dem imaginierten Individuum und einer imaginierten Gesellschaft oder zwischen dem Individuum und der Lebenswelt. Das

32 Beide Extrempositionen lassen sich wohlgerne auch in der Wissenschaftstheorie wiederfinden, wo wissenschaftliches Wissen etwa von einem individuellen Genius oder aber von einer Diskursmacht (re-)produziert wird. Mirowski vermutet, dass die methodologischen Positionierungen das wissenschaftliche Objekt (oder den Gegenstand) betreffend aufs engste mit jenen des wissenschaftlichen Subjektes zusammenhängen (vgl. Mirowski 1987; vgl. zum Gedanken einer „Gleichursprünglichkeit“ von Subjekt und Objekt im Erkenntnisprozess grundlegend Brodbeck 2002). Ich rege an, dies für die folgenden Ausführungen im Hinterkopf zu behalten.

33 Dieser Umstand wird insbesondere in dem Moment evident, wo Sozialität suggerierende Begriffe oder Entitäten wie ‚Staat‘ oder ‚Unternehmen‘ einer methodologisch-individualistischen Logik untergeordnet werden. Vgl. dazu den gleich folgenden Kritikpunkt 3.

Verhältnis von Individuum, Sozialität und Lebenswelt im methodologischen Individualismus ließe sich zusammengenommen in folgendes Bild bringen:

Abbildung 2: Das Verhältnis von Individualität, Sozialität und Lebenswelt im methodologischen Individualismus



Quelle: Eigene Darstellung

In dem Zusammenhang muss schließlich auch der spezifische *Inhalt* einer ökonomisch gewendeten Individualität begriffen werden (vgl. Davis 2003, 36–37; 2011, Kap. 1). Ihr gemäß ist das Individuum ein vollständig rationaler Nutzenmaximierer, der nichts anderes tut, als ihm bekannte Nutzenoptionen in Form von Gütern und Dienstleistungen vor dem Hintergrund einer feststehenden Präferenzordnung abzuwägen, um schließlich im Rahmen des ihm zur Verfügung stehenden Budgets nutzenmaximierende (Kauf-)Entscheidungen zu treffen. Da alle Marktteilnehmer:innen gemäß dieser Entscheidungsrationalität verfahren, kann – unter Annahme weiterer formaler Bedingungen – von Ökonom:innen ein eindeutiger Preis für jedes modellierte Gut bestimmt werden, das schließlich zu einer Markträumung führt. Dieses rationale Entscheidungsmodell wurde bereits in der Frühphase neoklassischer Theoriebildung zu Menschenbildern hypostasiert. So findet sich etwa bei Edgeworth die Figur des „man as a pleasure machine“ (Edgeworth 1881, 15). Im Verlauf des 20. Jahrhunderts durchgesetzt hat sich jedoch die Figur des *homo oeconomicus* (vgl. zu Geschichte und Gegenwart des Menschenbildes der Ökonomik Grisold, Gubitzer, und Pirker 2007; Kapeller 2008; Biervert und Held 1991; vgl. unkritisch zu seinen Anwendungen Kirchgässner 2000). Sowohl die Entscheidung für den methodologischen Individualismus insgesamt wie auch seine spezifische Ausgestaltung mithilfe des Modells des *homo oeconomicus*, hängt, dogmengeschichtlich betrachtet, aufs

Engste mit der Entscheidung für eine mathematische Methodologie zusammen. Diese war und ist für eine erfolgreiche Operationalisierung auf diskrete und klar definierbare Funktionszusammenhänge und also auf berechenbare Menschenbilder angewiesen (vgl. Düppe 2009, 50 ff.). Der Siegeszug des *homo oeconomicus* gründet in dieser Deutung nicht auf seiner lebensweltlich gebundenen Konsistenz oder Erklärungskraft, sondern schlicht in seiner Ermöglichung einer Praxis des Rechnens, die mit wissenschaftlichen und später auch politischen Hoffnungen verbunden war.

Der methodologische Individualismus soll nun in der Konfrontation mit drei zentralen Kritiken weiter ausgeführt und dekonstruiert werden:

- 1) Ein vor dem Hintergrund des im vorigen Unterabschnitt Elaborierten wichtiger, mithin aber selten diskutierter Punkt ist die Tatsache, dass ein Verhältnis des modellierten Individuums zur erfahrbaren Lebenswelt in aller Regel ausbleibt. Das Individuum bildet nicht nur die Grundlage für das, was man ‚aggregierte Sozialität‘ nennen könnte. Das Individuum wird als selbstursprüngliche Entität im radikalen Sinne modelliert. Das Individuum des methodologischen Individualismus *ist* einfach und braucht zum Sein kein Anderes.³⁴ Damit verfehlt der methodologische Individualismus gemeinhin den Kern dessen, was noch die radikalste Individualität ausmacht, und als solche bestimmt: ein lebensweltliches Verhältnis. Ein solches ist niemals aus einer singulären Entität heraus, sondern eben immer nur in relationalen Kategorien bestimmbar.

Ein methodologischer Individualismus ist damit grundsätzlich anfällig für Ontologisierungen des Menschseins (vgl. dazu grundlegend Oesterdiekhoff 1993, 116 ff.). Aufgrund der methodologisch gesetzten Vorgabe, dass Erklärungen für menschliches Denken und Handeln, sowie deren Auswirkungen nur aus dem Individuum selbst, niemals aber aus sozialen oder lebensweltlichen Bezügen heraus erklärt werden können, ist man als methodologische:r Individualist:in notgedrungen darauf angewiesen, dem Individuum als konstitutivem Ausgangspunkt eine bestimmte Individualität *zuzuweisen*. In der Regel wird das über die externe (von Wissenschaftler:innen ausgehende) Zuschreibung von Eigenschaften oder Tätigkeiten in Form von Annahmen bewerkstelligt. Ohne ein gewisses Maß an anthropologischer Setzung wäre eine Modellierung nicht möglich. Und eben diese Setzung macht aus einem methodologischen Individualismus *en passant* einen „metaphysischen Individualismus“ (Dewey 1939, 64; Übersetzung L.B.) oder einen „ontologischen Individualismus“ (vgl. Hodgson 2013, 33; Übersetzung L.B.). Dieser nutzt Individualität nicht nur als methodische Kategorie, sondern füllt sie aus, und prägt damit eine bestimmte Individualität. Das Menschsein wird so etwa im Modell des *homo oeconomici*

34 Zu den dogmengeschichtlichen Wurzeln dieses Verständnisses von Individualität bei Locke vgl. Davis (2003, Abschn. 1.1), sowie Taylor (1989b).

cus, ebenso wie in den Modellen vieler anderer homines,³⁵ nicht als offener Prozess, sondern als Faktum verstanden oder zumindest implizit faktiziert: „one does not argue over tastes for the same reason that one does not reason over the Rocky mountains – both are there, will be there next year, too, and are the same to all men“ (Archer 2000, 68). Wie weit dieser Prozess gehen kann, zeigt die frühe Kritik des neoklassischen Menschenbildes von Thorstein Veblen:

„The hedonistic conception of man is that of a lightning calculator of pleasures and pains, who oscillates like a homogeneous globule of desire of happiness under the impulse of stimuli that shift him about the area, but leave him intact. He has neither antecedent nor consequent. He is an isolated, definitive human datum, in stable equilibrium except for the buffets of the impinging forces that displace him in one direction or another. Self-poised in elemental space, he spins symmetrically about his own spiritual axis until the parallelogram of forces bears down upon him, whereupon he follows the line of the resultant. When the force of the impact is spent, he comes to rest, a self-contained globule of desire as before. Spiritually, the hedonistic man is not a prime mover. He is not the seat of a process of living, except in the sense that he is subject to a series of permutations enforced upon him by circumstances external and alien to him.“ (Veblen 1898, 153)

Von der Falle eines ontologischen Individualismus sind wohlgermerkt beide Parteien der immer wieder entflammten und mittlerweile insbesondere zwischen Verhaltensökonom:innen und neoklassischen Mikroökonom:innen ausgetragenen Debatte über die Realitätsferne des Modells des *homo oeconomicus* betroffen (vgl. Camerer und Loewenstein 2004; Avtonomov und Avtonomov 2019). Während erstere mit Verweis auf Laborexperimente mit realen Menschen behaupten, dass das Modell falsch sei, ziehen sich letztere auf den Friedman'schen (vgl. 1953) Standpunkt zurück, dass es falsch sein *muss*, um relevante Vorhersagen zeitigen zu können. Beiden Positionen ist jedoch inhärent, dass sie ontologisierende Aussagen über den Menschen treffen – wie er also *ist*, um ihn modelltheoretisch handhabbar zu machen, um zentrale Aspekte hervorzuheben, oder aber wie er *eigentlich* oder *wirklich* ist. Der wirtschaftende Mensch geht, einem solchen Verständnis nach, in Eigenschaften oder Dispositionen auf, zu denen er keine Distanz aufbauen kann. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um einen modellierten Menschen handelt, der keine Distanz zu seiner Präferenzordnung oder seiner Nutzenfunktion, oder aber ob es sich um einen realen Menschen handelt, der keine Distanz zu seinen experimentell untersuchten Verhaltensmustern aufbauen kann. Beiden ‚Menschen‘ wird am Ende des wissenschaftlichen Arbeitens ein Sein attestiert, das zu metaphysischen Anthropologien ausgebaut wird (oder werden kann). Und in bei-

35 Vgl. den Überblick über heterodoxe ökonomische Anthropologien von Tomer (2001), von denen manche der ontologisierenden Versuchung widerstehen. Vgl. auch Twomey (1998) mit Bezug auf anthropologische Grundpositionierungen Veblens.

den Fällen darf diese ontologisierende Zuschreibung als Ausdruck einer auf Seiendes, nicht auf Werdendes ausgerichteten Wissenschaftsverständnisses gedeutet werden: „the original sin of mainstream economics is its putting at the beginning the subject-object relationship, as if the object was always already fully constituted when the always already fully constituted subject approaches it“ (Dupuy 2004, 276).

So werden Individuen auch in der oben eingeführten Forschungsliteratur zu ökonomischer Hochschulbildung zumeist als Träger:innen mentaler Dispositionen konzipiert. In ihrer Bezugnahme auf einen Fragebogen oder ein Laborexperiment kehren sich diese Dispositionen nach außen und aus der Summe der gegebenen Antworten lassen sich sodann eindeutige Differenzen quantifizieren. Die Frage ist dann, woher diese Dispositionen stammen, und genau hier scheiden sich die Geister in jene, die eine Selbstselektion (*nature*) oder eine Indoktrination (*nurture*) vermuten. Erstere suggerieren ein Sein ‚des‘ einzelnen, typischen Studierenden (im Vergleich zum typischen Sein ‚des‘ Laien oder ‚des‘ Fachfremden): „economists are born, not made“ (Carter und Irons 1991, 174). Im Hintergrund steht hier der Gedanke eines Passungsverhältnisses der fixierten Entitäten ‚individuelle Dispositionen‘ und ‚soziale Angebote‘. Dieses wird vom Individuum her (*selbst*-selektiv) hergestellt, wenn auch nicht klar ist, mit welchem Maß an Bewusstsein dies geschieht. Eine mögliche Dynamik oder Veränderbarkeit beider Entitäten wird hier nicht nur nicht adressiert, sondern durch die Erhebungsdesigns im Sinne eindeutiger Ergebnisse regelrecht unterbunden. Genau das ist hier mit einer methodologisch induzierten Ontologisierung gemeint. Selbst dort, wo im Zusammenhang mit der Indoktrinationshypothese die *Entwicklung* von Menschen getestet wird, stehen sich zwei singuläre Momentaufnahmen gegenüber (die zudem nicht von denselben empirischen Individuen gewonnen werden). Relationalität ist hier auf den Vergleich zweier Zahlen beschränkt. Ein Verständnis dieser Werte könnte lediglich in dem Moment gewonnen werden, in dem die spezifischen Beziehungen untersucht würden, die Individuen in und zu ihrem Studienkontext ausbilden.³⁶ Da diese soziale *black box* – bspw. über eine integrierte Mixed-Methods-Forschung – jedoch systematisch nicht geöffnet wird, verbleiben die meisten Survey- und verhaltenswissenschaftlichen Forschungen notgedrungen in einem ontologisierenden Paradigma: Im Kern wird stets eine vermeintlich

36 Interessanterweise lässt sich in dem Zusammenhang nicht selten beobachten, dass sich vermeintlich eindeutige Forschungsergebnisse relativieren, wenn die soziale Situierung der Studierenden berücksichtigt wird: „Following Adam Smith, conventional economics gives self-interest the primary role of all economic behavior. However, past experiments with the ultimatum game often produce outcomes inconsistent with this orthodox conception of ‘economic man.’ In our replication of the ultimatum experiment, students at a *small, liberal arts college* do not allocate monetary rewards in a self-interested manner, but rather their choices conform with the social norm of ‘fairness’ (i.e., a 50/50 split). Contrary to past research, we find that economic majors are *less* motivated by self-interest than other students“ (Stanley und Tran 1998, 657; Hervorhebung L.B.).

starre Anthropologie (*nature*) gegen einen vermeintlich starren Prozess (*nurture*) ‚getestet‘. Denn insgesamt operiert die Indoktrinationshypothese maßgeblich von einem methodologisch-holistischen Standpunkt aus, insofern als dass individuelle Präferenzen durch das soziale Setting verändert werden (vgl. Unterabschnitt 2.2.2).

- 2) Zweitens ist ein methodologischer Individualismus in seiner konkreten standardökonomischen Ausprägung aber auch mit Bezug auf seinen (zumeist impliziten) Freiheitsbegriff problematisch, bzw. widersprüchlich. So wird der Mensch zwar als potente:r Entscheider:in modelliert, kann sich aber nicht dazu entscheiden, sich entweder gar nicht oder aufgrund einer selbst gewählten Rationalität (oder Präferenzordnung) zu entscheiden. Frei ist das modellierte Individuum immer nur bis an die Grenzen des Modells. Es ist Sklave seines ihm qua Modellierung gegebenen Entscheidungskalküls (Hodgson 1988, 17, 99; vgl. auch Loasby 2007, 190–91; und Hodgson 2003, 170; W. A. Jackson 2009, 129). Dieser *Zwang zur Entscheidung* hängt aufs Engste mit seinem ontologisierten Status und dem ihm in diesem Zuge zugesprochenen (Funktions-) Eigenschaften zusammen. George Shackle fasst den dahinter liegenden programmatischen Aspekt wie folgt: „Conventional economics is not about choice, but about acting according to necessity. Economic man obeys the *dictates* of reason, follows the *logic of choice*“ (Shackle 1949, 272; zit. nach Loasby 2007, 190). Hier werden auch die Grenzen des standardökonomischer Modellierung immanenten Rationalitätsverständnisses offenbar, das aufs engste mit der Rationalität des:der modellierenden Wissenschaftler:in selbst verknüpft ist (vgl. Mirowski 1987, 1003–5). Um modelltheoretisch handhabbar und kontrollierbar zu sein, kann die Rationalität und Entscheidungsfreiheit des Modellierten immer nur bis an eine Grenze der Berechenbarkeit eingeräumt werden. Ein über das Modell hinausweisendes Denken oder Entscheidungsverhalten oder andere Praxisformen ließen sich nur um den Preis seiner Aufgabe gewinnen und rekonstruieren.

Auch hier lohnt wieder der Verweis auf das Forschungsfeld zu ökonomischer Hochschulbildung. Während der identitätsökonomische Ansatz von Akerlof und Kranton in den soeben skizzierten modelltheoretischen Bahnen verläuft und damit ein problematisches Verhältnis zur menschlichen (Entscheidungs-) Freiheit birgt, fristet dieses Konzept auch in der Survey- und Laborforschung ein Nischendasein. Zunächst einmal kann eine Freiheit von den teilnehmenden Studierenden immer nur bis an die Grenzen und nach den Konfigurationen des von Forschenden aufgebauten Settings ausgeübt werden, solange die Erhebung erfolgreich sein soll. Die Freiheit muss eingeschränkt werden – etwa durch das Unterbinden der Preisgabe von Identitäten – damit dasjenige getestet werden kann, was das Erkenntnisinteresse oder aber die Methodik gebietet. Die Freiheit der Beforschten wird aber nach der statistischen Auswertung auch in der *Darstellung* der Forschungsergebnisse unterminiert: So werden die identifizierten Signifikanzen bisweilen als Ausdruck ontologischer Gesetzmäßigkeiten dargestellt. VWL-Studierende *sind* in einer solchen Lesart dann eigennütziger als andere. Dass ihr vermeintliches Sein maßgeblich durch eine

ganz spezifische Form der wissenschaftlichen Intervention überhaupt erzeugt wurde und mit dem komplexen Werden der Studierenden mitunter wenig gemein hat, bleibt unkommentiert. In jedem Falle wird die in jeder artifiziellen, insbesondere aber alltäglichen Situation prinzipiellen Möglichkeit menschlicher Freiheit zu einem alternativen Handeln *nicht* gesehen oder zumindest nicht behandelt. Der methodologisch-individualistische Blick verstellt zudem die Tatsache, dass der soziale Kontext eines VWL-Studiums in seiner Gesamtheit transformiert werden könnte und dadurch womöglich vollkommen andere Testergebnisse gezeitigt würden. In ihrer ontologisierenden Anlage perpetuieren die genannten Forschungsdiskurse hingegen den Status Quo und schwächen die Signale und Potentiale menschlicher Freiheit und Kreativität.

- 3) Schließlich stellt sich mit Bezug auf den methodologischen Individualismus ausgerechnet noch die heikle Frage nach dem ihm inhärenten Individuumsbegriff. Dieser wird nicht nur vor dem Hintergrund des Verlustes einer Fähigkeit zur freien Entscheidung, sondern zudem in Anbetracht des Kriteriums der Unterscheidbarkeit einzelner Individuen brüchig. Tatsächlich wird dem standardökonomischen Individuumsbegriff eine Abwesenheit dessen attestiert, was seit Aristoteles ein wesentliches Kriterium von Individualität gilt, namentlich irgendeine Form der Unterscheidbarkeit des einen Individuums vom anderen (vgl. Davis 2003, 14, 43; 2011, 5, 15). Das modellierte Individuum der Standardökonomik lässt jedoch nicht nur in seiner durch und durch formalen Fassung als Nutzenfunktion jegliche Unterscheidbarkeit von möglichen anderen Individuen vermissen, sondern auch eine Unterscheidung von anderen modellierten Einheiten (etwa Unternehmen oder Staaten), die ebenfalls nur mehr in Form einer Nutzenfunktion repräsentiert werden: nutzenmaximierende Wahlentscheidungen folgen einer „general, all-purpose logic that could be applied to any sort of agent, single individual, multi-individual, human, or otherwise“ (Davis 2003, 26).³⁷ In dieser Lesart erscheint es zweifelhaft, ob methodologische Individualist:innen überhaupt den inhärenten Kriterien ihrer eigenen methodisch-methodologischen Grundpositionierung gerecht werden (vgl. Davis 2003, Abschn. 2.2). Zweifelsfrei ist auch dieses Defizit einem ins Extreme gesteigerten Modellplatonismus (vgl. H. Albert 1963) und einer damit einhergehenden ‚Dehumanisierung‘ ökonomischer Theoriebildung zuzuschreiben (vgl. Ötsch 2019, Kap. 5; Giocoli 2003, 3; Mirowski 2002). Mirowski (2002, 441) schlägt für diese post-humane Verschiebung in der methodologischen Grundpositionierung ökonomischer Theorie nach dem zweiten Weltkrieg da-

37 Und selbst wenn eine residuale Form von Individualität durch unterschiedliche formale Programmierungen (bspw. in der Form von unterschiedlichen Nutzenfunktionen oder Präferenzordnungen) angelegt würde, so bliebe immer noch eine vollständige Identität im *modus operandi* ‚individueller‘ Entscheidungen: Alle sind darin identisch, dass sie auf Grundlage einer formalen Zuschreibung operieren. Fundamentale Differenzen, wie sie in gelebter sozialer Praxis etwa in historischen oder kulturellen Spezifitäten oder aber in über bestehende Regelsysteme hinausweisenden Praktiken manifest werden, können unter solchen methodologischen Rahmenbedingungen nicht verhandelt werden.

her den Begriff des „methodological cyborgism“ vor. Martin Hollis bringt den post-humanen Charakter des standardökonomischen Menschenbildes auf den Punkt: „If we recall that preferences are given, then it will be seen that the agent is simply a throughput“ (Hollis 1988, 68). Die Narration vom rationalen Nutzenmaximierer zeigt sich hier insofern als irreführend, als dass sie einen Bezug zum tatsächlichen Menschsein suggeriert, die aber durch die methodische Operationalisierung in allen wesentlichen Belangen des Menschseins (vgl. die folgenden Ausführungen) konterkariert wird. Eine ganz wesentliche Facette dieses Menschseins, auf die hier abgestellt wird, ist eben die Einzigartigkeit eines jeden Menschen in seiner existenziellen Bezogenheit auf andere Menschen und die Lebenswelt. Genau diese Einzigartigkeit wird ausgerechnet in den dominanten Spielarten des methodologischen Individualismus nicht gewahrt, sondern muss unterbunden werden, damit die methodischen Operationen möglich werden.

Zusammengenommen verdeutlichen die angeführten Argumente, dass ein Verständnis von Individualität, bzw. Subjektivität mit den etablierten und dominanten Mitteln ökonomischen Denkens momentan nicht oder nicht hinreichend möglich ist – obwohl Individualität ein Kernkonzept zeitgenössischen ökonomischen Denkens bildet (vgl. Davis 2003, 1; Düppe 2009, 67). Die methodisch-methodologischen Überlegungen, die dieser Arbeit zugrunde liegen, und im Folgenden vorgestellt werden, verstehen sich als Beitrag, die genannten Schwächen zu überwinden und zu einem gehaltvollen Verständnis von (ökonomischen) Selbst- und Weltverhältnissen zu gelangen.

2.2.2 Kritik des methodologischen Holismus

Das andere Extrem sozialwissenschaftlicher Forschungsansätze kann in einem methodologischen Holismus gesehen werden, der wahlweise auch methodologischer Kollektivismus oder Funktionalismus genannt wird. Er macht es sich zum Ausgangspunkt, soziale Phänomene ausschließlich ausgehend von sozialen Strukturen zu erklären, vor deren Hintergrund Individuen allenfalls als Teil oder Ausdruck, niemals aber als Bestimmungsfaktor auftreten. Wie von Margaret Archer herausgearbeitet, ist diese AnalyseEinstellung insbesondere in postmodernen Sozialtheorien aufzufinden (Archer 2000, 3; vgl. auch Davis 2003, Abschn. 1.2).

Das damit verbundene Menschenbild löst sich in soziale Strukturen auf, in dem ein einzelnes Individuum keine ihm:ihr eigene Identität mehr besitzt. Als paradigmatische Positionierung mag die Lyotard'sche Losung gelten: „A self does not amount to much“ (Lyotard 1984, 15). Dabei unterstreicht Archer, dass zumindest postmoderne Theorieansätze soziale Strukturen häufig mit Sprache, bzw. mit Diskursen identifizieren. Das Individuum zerfällt in die Diskurse, die es bedient oder in die Diskurse, an denen es teilhat.³⁸ Soziale Strukturen oder Prozesse üben im Kontext

38 Wie wir weiter unten sehen werden, ist dies ein zentrale Vorwurf der nunmehr empirischen Subjektivierungsforschung an eher theoretisch Arbeitende Vordenker:innen, wie (der frühe) Foucault oder Bröckling. Erstere versuchen daher einen Zugang zu den in einer konkre-

eines methodologischen Holismus eine totale Wirkung auf Individuen aus, sodass diese bis zur Grenze ihrer Auflösung in sozialen Strukturen verschwinden. Ein „structural determinism“ (Archer 2000, 29) bestimmt Position und Färbung des Individuums, eine Wirkung, von dem es sich unmöglich distanzieren oder gar loslösen kann:

„[I]ndividuals are not themselves constitutive of the social process or history but are only its Träger, and that the consciousness or subjectivity of the subject is constructed in ideology. The former insists that we are not the ‚makers of history‘ but only the supporting material which energises the process.“ (Archer 2000, 28)

Ein methodologischer Holismus lässt sich in der Lesart von Hodgson auch in ökonomischen Theorieströmungen vorfinden, so beispielsweise im Marxismus:

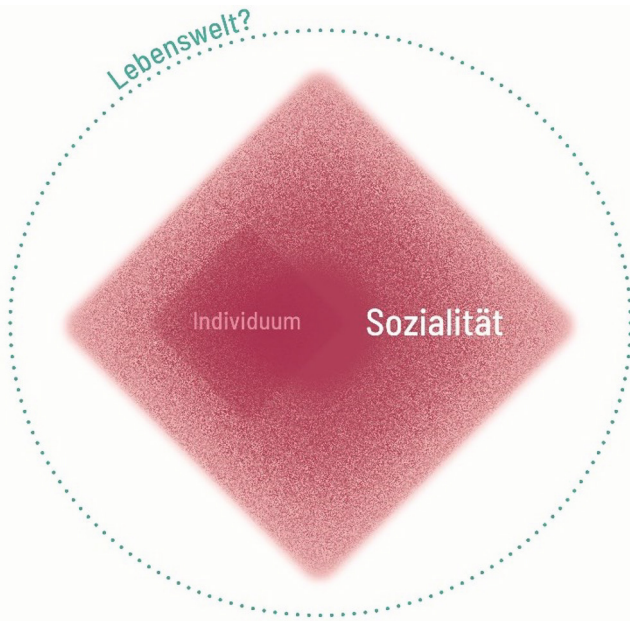
„A capitalist is said to act as a capitalist because he occupies a capitalist role within the social structure. A worker is said to act as a worker because she is obliged to take that social position. Explanations of individual action within Marxism characteristically devolve upon structure. Although Marx and Engels often rightly acknowledged that structures themselves are the result of human activity, they often describe how in a class-divided society people become prisoners of these structures.“ (Hodgson 2004, 38; kritisch zu dieser Lesart von Marx Wrenn 2006, 485 ff.; mit Bezug auf Gould 1978)

Die vollständige Unterordnung oder gar Auflösung des Individuums in soziale Strukturen ließe sich annäherungsweise in folgendes Bild bringen:³⁹

ten Situation stattfindenden diskursiven, aber auch performativen Aneignungen, Abgrenzungen, allgemein Umgänge mit gesellschaftlichen Anforderungen herzustellen.

39 In Extrempositionen müsste sich selbst die leichte Hervorhebung des Individuums auflösen und das Individuum vollständig in der sozialen ‚Fläche‘ aufgehen. Individualität und Sozialität fielen damit ineins, ohne eine Eigenständigkeit oder gar Unverwechselbarkeit des Individuums zu wahren.

Abbildung 3: Das Verhältnis von Individualität, Sozialität und Lebenswelt im methodologischen Holismus



Quelle: eigene Darstellung

Interessanterweise besteht zwischen diesem sich in eine Sozialität auflösenden Individuum eine enge Parallele zu dem dritten Kritikpunkt mit Bezug auf den methodologischen Individualismus. Wie sich dort ein unverwechselbares Verständnis von Individualität in einem für alle Modellmenschen angenommenen Funktionszuweisung aufzulösen beginnt, so löst sich das Individuum auch im methodologischen Holismus in angenommenen sozialen Strukturen auf. Wenngleich diese in der Regel nicht mathematisch präkonfiguriert sind, so bestehen doch auch hier verbale Fluchtlinien der Prästabilisierung oder Prädetermination von Individuen.

Die bereits erwähnte Indoktrinationshypothese darf als prägnantestes Beispiel eines solchen strukturellen Determinismus im hier interessierenden Forschungszusammenhang gelten. Wo ein solch indoktrinierender Zusammenhang attestiert wird, da werden die Regungen der getesteten Studierenden als Ausdruck einer prägenden Beeinflussung ihres sozialen Kontextes (=Ökonomie-Studium) interpretiert. Studierende werden hier zu Träger:innen ihnen von außen zugewiesener Eigenschaften oder Dispositionen. Entsprechend werden auch keine möglichen Freiheitsgrade beschrieben oder verhandelt, sondern signifikante ‚Effekte‘ festgehalten. Statt ökonomisch veranlagt zu sein (*nature*), werde Studierende in dieser Lesart ökonomisch geprägt (*nurture*): „Individuals are not born as economists; they are molded through formal and informal training. This training shapes the way they approach problems, process information, and carry out research, which in turn influences the policies they favor and the role they play in society“ (Colander 2007, 19). Bemerkenswerterweise bieten sich selbst noch im Zusammenhang mit der *Selbstselektionshypothese* Möglichkeiten einer strukturdeterministischen Interpretation, namentlich dann, wenn die ökonomis-

tischen Dispositionen der Studierenden nicht als individuelle, sondern als soziale konzipiert werden. Eine angenommene Population von ökonomisch disponierten Menschen würde dann qua eben dieser Disposition wahrscheinlicher in einem Studium der Wirtschaftswissenschaften landen. Auch hier zeigt sich wieder ein sozial determinierendes Moment: Wer dieser Population der ‚Econs‘ angehört, wird dasjenige Studium aufsuchen, was am ehesten zu seinen:ihren Gruppeneigenschaften passt.

Eine weitere bemerkenswerte Parallele zum methodologischen Individualismus zeichnet sich in der vollständigen Identifikation des Bezeichneten mit dem Zeichen an. Anders formuliert birgt ein methodologischer Holismus die Gefahr eines metaphysischen Holismus. In dieser Extremposition gibt es keine Lebenswelt mehr ‚da draußen‘ und somit auch keine Relationen mehr zu etwas Nicht-Sozialem oder genuin Anderem:

„Signs lose contact with things signified; the late twentieth century is witness to unprecedented destruction of meaning. The quest for some division between the moral and the immoral, the real and the unreal is futile.“ (Lyon, 1994, 16) [...] there ‚is nothing which *has* these interpretations, just as there is no uninterpreted reality these are interpretations *of*“. (Guignon/Hiley, 1996, 344)“ (Archer 2000, 32, 34)

Genau wie der methodologische Individualismus zu einem metaphysischen Individualismus neigt und in dieser Überhöhung alles genuin Andere vergisst, woraus sich Individualität überhaupt erst entwickeln kann, so droht auch dem methodologischen Holismus durch die überbordende Bedeutungszuweisung in Richtung sozialer Strukturen und Systeme ein Vergessen der Lebenswelt. Sprache, Zeichen, Institutionen sind alles, was es gibt – sie bedeuten nicht mehr etwas Anderes (vgl. Reckwitz 1999, 37). Sowohl der methodologische Individualismus wie auch der methodologische Holismus sind interessiert an der Identifikation bleibender Wirkungszusammenhänge, bzw. Kausalitäten. Die Identifikation und Anordnung jener Kausalitäten führen zu mitunter komplexen Systemen von Wirkungsweisen, die sodann bestimmte Zustände dieser Systeme zu beschreiben oder gar vorherzusagen in der Lage sind (vgl. Lang 1999, 188). Entscheidendes Charakteristikum dieser Systeme ist, dass sie *selbstbezogen* sind und zwar in dem spezifischen Sinne, dass sie ausschließlich aus sich selbst heraus Sinn ergeben können. Auch wenn mitunter rhetorische Bezüge zu anderen Systemen oder gar der Lebenswelt aufgebaut werden, brauchen sie dieselben nicht, um innerhalb des von ihnen etablierten Relevanzsystems Geltung beanspruchen zu können.

Aus einer phänomenologischen Perspektive betrachtet, müssen diese Ansätze notgedrungen sinnlos bleiben, weil ihr Erkenntnisinteresse sich gerade nicht auf die Welt und die darin etablierten Bezüge richtet, die sie überhaupt erst möglich macht, und in der sie ihre Forschung realisieren. Weder einzelne Menschen (wie das der methodologische Individualismus versucht), noch soziale Gebilde oder Strukturen (wie das der methodologische Holismus versucht), können sinnvollerweise *aus sich selbst heraus* eine Erklärungsfähigkeit bezüglich der Lebenswelt erlangen. Deswegen soll hier ein grundsätzlich anderer Weg beschritten werden.

2.2.3 Institutional agency

Die Unzulänglichkeiten von methodologischen Individualismen und Holismen verlangen nach alternativen Zugängen und Verfahren sozialwissenschaftlicher Forschungsprogramme. Als eines der zentralen Kriterien darf dabei die konsequente Vermeidung von Ontologisierungen sozialer Prozesse gelten (vgl. Hodgson 2004, 29), darunter auch jenen von Selbstverhältnissen. Statt durch den methodisch-methodologischen Rahmen Forschungsergebnisse regelrecht vorwegzunehmen und ihren Ursprung statischen Individualitäten oder Sozialitäten zuzuweisen, müssen immer wieder neue Wege gebahnt werden, die es erlauben, der Prozessualität konkreter sozialer Praktiken im Spannungsfeld von Individualität und Sozialität gerecht werden zu können. Auch wenn solche neuen Wege anthropologische Anleihen machen, kann es ihnen nicht darum gehen, durch die Zuweisung von Eigenschaften etwa zu beschreiben, wer oder was der Mensch oder das Soziale *ist*. Vielmehr müssen sie einen Rahmen anbieten, der eine methodisch kontrollierte und nachvollziehbare Auseinandersetzung mit der Frage ermöglicht, wie Menschen gemeinsam das vorab beschriebene Problem der Deutung lebensweltlicher Situationen angehen. Individualität wie auch Sozialität sind in einer solchen AnalyseEinstellung keine Fragen des Seins, sondern des Werdens.⁴⁰

Wie bereits im vorigen Unterabschnitt deutlich gemacht, wird soziale und also auch wirtschaftliche Realität hier als ein Geschehen der sozialen Sinnstiftung, bezogen auf und eingelassen in eine erfahrbare Lebenswelt, eingeführt. Im Anschluss an die Tradition des ‚alten‘ oder ‚originären‘ Institutionalismus wird diese Rahmung nunmehr konkretisiert. Der Institutionalismus ist meines Erachtens dazu in der Lage, die prinzipielle Offenheit dieser Sinnstiftungsprozesse zu wahren, und gleichzeitig methodisch kontrollierte Wege der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihr anzubieten.

Menschen sind niemals Rohlinge. Sie sprechen, handeln, spielen, treffen ihre Entscheidungen im Kontext und in Bezug auf eine Lebenswelt auf der Grundlage von tradierten Mustern und Konventionen, die sie im Verlauf ihres Lebens lernen:

„Individuals rely on customs, norms, and the institution of language, in order to interact. [...] We cannot understand the world without concepts and we cannot communicate without some form of language.“ (Hodgson 2004, 22)

„The extent to which people have a need for meanings and explanations in their everyday lives is often underestimated. In all cultures known to anthropology, there is evidence of the univer-

40 Svetlova schlägt zur Benennung einer methodologischen Positionierung, die sich diesem Werden als gelebte Prozesse der Sinnstiftung zuwendet den ‚methodologischen Relationismus‘ vor: „Wenn in der Theorie des Ökonomischen das Wirtschaften als soziales Sinnprozessieren konzipiert wird und Sinn relationales Denken impliziert, dann ist die alternative Methode für die Wirtschaftstheorie der methodologische Relationismus“ (Svetlova 2008, 140–41 vgl. auch 118, 138; sowie Seyfert 2019, 20 ff.; und Wieland 2020). Zweifelsfrei bestehen hier, wie auch zur vorliegenden Arbeit insgesamt, große Schnittmengen mit prozessphilosophischem Denken. Vgl. zur überaus divers ausfallenden Integration von Prozessphilosophie und ökonomischem Denken Graupe (2005), Latsis (2015), Hardt (2017), Jakobsen (2017) und Biggiero et al. (2022).

sal human hunger for meaning. It is fed by religion, by ritual, through playful curiosity or by modern science. In meeting our desire for meaning, we acquire the habits of thought and behaviour of our culture.“ (Hodgson 2003, 168)

„The means of understanding the world are necessarily acquired through social relationships and interactions. Cognition is a social as well as an individual process. Individual choice is impossible without these institutions and interactions.“ (Hodgson 2013, 38)

Hodgson führt an den drei zitierten Stellen einen sozialen Wissensbegriff ein, insofern als dass menschliche Sinnstiftungen immer ein sozial geteiltes Geschehen sind (vgl. die frühe Grundlegung in Hodgson 1988, 7). Dies gilt zum einen für den Inhalt der Sinnstiftungen in Form von Sprachen, Regeln, Umgangsformen etc., aber auch für den Prozess ihrer Aneignung und Reproduktion. Auch diese Prozesse sind sozialer Natur, insofern als dass sie in der Interaktion lebender Menschen ihren konstitutiven Ort haben (vgl. Spang 2019, 5). Für die sozialen Frameworks oder Muster der Sinnstiftung soll hier, ebenfalls in Anlehnung an Hodgson, der Begriff der *Institutionen* eingeführt werden:

„We may define institutions broadly as durable systems of established and embedded social rules that structure social interactions. The term ‚rule‘ is broadly understood as an injunction or disposition, that in circumstances X do Y.“ (Hodgson 2004, 14)

Institutionen stellen sich somit als kodifizierbare Regelsysteme in und von sozialen Kontexten dar, die durch die Teilhaber:innen an diesen Kontexten interaktiv (re-)produziert werden.⁴¹ Fleetwood gibt einige Beispiele, worin sich institutionelle Gefüge zeigen können:

„To hold a conversation, agents have to engage with the institutional rules of grammar, and the convention of how far to stand from the interlocutor. To enter paid employment, and thereby sell their labour power to those who own capital, agents have to engage with the social structure of class. By engaging with these institutions and structures, agents *reproduce* or transform these structures and/or institutions and, are themselves reproduced or transformed in the process. Social structures and institutions are the *conditions* of human action, they make human action possible; but they are not outcomes or actions and so cannot be *patterns* of actions. To put matters bluntly, there is more going on here than agents interacting (intersubjectively) with other agents; agents can only interact with other agents because they can interact with non-agential phenomena.“ (Fleetwood 2008b, 244)

In eine Familie, eine Gruppe, ein Milieu, eine Sprachfamilie, eine Gesellschaft geworfen, erlernen Akteure diesen sozialen Gruppen spezifische Regeln der Deutung und des Umgangs mit der Lebenswelt. Sie können dabei mehr (z.B. Gesetze, kodifizierte Regeln) oder aber weniger (z.B. Tabus oder Routinen) explizit vorliegen, bzw.

41 Verwandte Institutionenbegriffe finden sich nicht nur im ökonomischen Institutionalismus, sondern auch im auf die Sozialphänomenologen Berger und Luckmann (1967, 54) zurückgreifenden soziologischen Neoinstitutionalismus (Meyer und Rowan 1977; Scott 1994; Tolbert und Zucker 1999), in der Politischen Ökonomie (Streeck und Thelen 2005b, 9) und in Teilen der zeitgenössischen Sozialphilosophie (Jaeggi 2014, 74–75; 2018, 349) wieder.

reflektiert werden. Scott (vgl. 2014, 56–57) unterscheidet auf einem solchen Spektrum der expliziten Kodifizierung von Regelsystemen etwa zwischen regulativen, normativen und kulturell-kognitiven Institutionen (vgl. dazu ausführlich meinen eigenen Vorschlag entlang einer vertikalen Achse in Abschnitt 2.3). In ihrem Zusammenspiel erlauben Institutionen eine relativ stabile (Re-)Produktion von Sozialität: They „provide stability and meaning to social life“ (Scott 2014, 56). Dabei ist im Kontext einer dezidiert praxeologischen Arbeit und entgegen eines ausschließlich mentalistischen Institutionenverständnisses zu betonen, dass gelebte soziale Praktiken und deren Produkte *zumindest zum Zeitpunkt ihrer performativen (Re-)Produktion* immer auch einen materiellen Ausdruck finden. Schließlich sind sie als enaktierte Interpretationen der Lebenswelt erfahrbarer Teil derselben. Die Materialität von Institutionen zeigt sich dabei nicht nur in sozialen Interaktionen (bspw. in einer Fertigungshalle), sondern auch in den vermeintlich leblosen Artefakten (vgl. Knorr-Cetina 1997; mit Bezug auf das vorliegende Thema Alkemeyer, Kalthoff, und Rieger-Ladich 2015). Werkzeuge sind beispielsweise materialisierte menschliche Sinnstiftungen, deren Sinngehalt jedoch nur dauerhaft aufrechterhalten werden kann, wenn sie mit einer konkreten Praxis verknüpft werden (vgl. dazu Unterabschnitt 2.2.7). Kurz gesagt, können Institutionen also unterschiedliche Formen oder Medialitäten annehmen. Sprachlich oder bildhaft verfasste symbolische Systeme sind dabei ebenso zu nennen, wie soziale Interaktionen oder materielle Artefakte. In der Regel greifen diese unterschiedlichen Formen von Institutionen ineinander, bzw. stützen sich wechselseitig. So wird die Institution ‚Universität Köln‘ Semester für Semester im Zusammenspiel von ausgewiesenen Gebäuden, mehr oder weniger kodifizierten Praktiken des Studierens, Arbeitens, Lehrens, die ihrerseits auf etablierte symbolische Systeme mehr oder weniger expliziter Natur angewiesen sind, hervorgebracht.

Mit der interaktiven (Re-)Produktion von Institutionen durch konkrete lebende Menschen ist ein entscheidendes Charakteristikum von Institutionen angesprochen, das zum konzeptuellen Leitbegriff des hier vorgeschlagenen Zugangs zu sozialen Phänomenen überleitet. Institutionen⁴² sind immer in ein und demselben Prozess –

42 Dies muss nicht notwendigerweise für *alle* Formen sozialer Strukturen (vgl. W. A. Jackson 2009, 129) gelten, weswegen hier dezidiert auf den Institutionenbegriff fokussiert wird. Jens Beckert (2010, 605) etwa führt mit sozialen Netzwerken, Institutionen und *cognitive frames* drei Formen sozialer Strukturen ein, deren gelegentliche Vermischung oder Ignorierung durch Institutionenforscher:innen er bemängelt. Tatsächlich werden erstere in der vorliegenden Arbeit ignoriert. Mit Blick auf die Unterscheidung von Institutionen und kognitiven Rahmen scheint die Trennschärfe jedoch nicht kategorialer, sondern gradueller Natur zu sein, wie sie später in Abschnitt 2.3 mit dem Spannungsfeld zwischen Praxis und Reflexion eingeführt werden wird. Beckert (2010, 610) selbst spricht mit Bezug auf beide Formen sozialer Strukturen von Regeln („regulative institutional rules“ und „cognitive ‚how-to‘ rules“), wobei der Unterschied im Grad der Kodifizierung oder Explizierung der Regeln zu liegen scheint (erstere stark, letztere schwach). Mithin trennt er Institutionen von den Interpretationsprozessen derselben, worin aber die Möglichkeit einer Institutionalisierungsforschung, in der Institutionen als kollektive, enaktierte Interpretationsleistungen verhandelt werden, an Potential einzubüßen droht. Wenngleich die sinnfällige Unterscheidung von Institutionen und sozialen Strukturen (siehe dazu auch Unterabschnitt 2.2.7) mitgetra-

der Interpretation der Lebenswelt – mit Akteuren verbunden. Die (Re-)Produktion von Institutionen und Akteuren ist immer gleichursprünglich: Sie entstehen und überdauern beide im gelebten, sozialen Prozess der Sinnstiftung. Damit ist der Gegenstand von Institutionenanalyse der gleiche wie derjenige einer Akteursanalyse: „If we look at social practices in one way, we can see actors and actions; if we look at them in another way we can see structures“ (Craib 1992, 3–4; zit. nach Davis 2003, 112; vgl. auch Hodgson 2013, 43).^{43,44} Für das, worauf wir als Sozialwissenschaftler:innen blicken, sei in dieser Spiegelbildlichkeit der Begriff der „institutional agency“ (Zilber 2002, 236) eingeführt. Ein Verständnis von Institutionen kann nur über die performativen Sinnstiftungsprozesse lebender Menschen gewonnen werden (...*agency*), ebenso wie ein Verständnis von Akteuren nicht ohne deren institutionelle Geschichte (ihre Biographie), Situierung (etwa über eine Milieuzugehörigkeit) und ihre konkreten Umgangsformen mit denselben zu haben ist (*institutional*...). Institutionen werden durch Akteure *enaktiert* (vgl. Weick 1979, Kap. 6) und erst in diesen Enaktierungen wird ihre Bedeutung realisiert, fortgeschrieben und/oder verändert (vgl. Karnøe 1997, 425). Das Konzept der *institutional agency* erlaubt es, soziale Realität als „zugleich gegeben und gemacht“ (Jaeggi 2018, 350) zu konzipieren. Dieser Spiegelcharakter von dezidiert praxeologischer institutioneller Forschung als *Institutionalisierungsforschung* soll hier mit einem längeren Zitat von Hodgson vorgenommen werden, in dem seine Anleihen in der Strukturations-Theorie von Anthony Giddens offensichtlich werden:

„In the 1980s, largely as a result of the stimulating work of Anthony Giddens (1976, 1979, 1984), debates on the problem of agency and structure were given a welcome impetus. Giddens’s ‘structuration theory’ is an attempt to steer a middle course between structural determin-

gen wird, knüpfe ich deswegen nicht an die spezifische Binnendifferenzierung von sozialen Strukturen an.

- 43 Diese Spiegelbildlichkeit zeigt sich wissenschaftssoziologisch betrachtet etwa auch in der Doppeldeutigkeit des Anthropologie-Begriffes. Anthropologie im Sinne etwa der philosophischen Anthropologie Eugen Finks (vgl. Fink 2004; Meyer-Wolters 1992) meint die Auseinandersetzung mit möglichen und realen Formen oder Facetten des Menschseins. Anthropologie im Sinne etwa der Wirtschafts- oder Sozialanthropologie (vgl. Cann 2018; Dierksmeier, Hemel, und Manemann 2015; Seiser 2017) oder auch der Economic Anthropology beschäftigt sich hingegen stärker mit den kulturellen oder allgemein kontextuellen Konfigurationen, die Menschen gemeinsam hervorbringen oder aber in denen Menschen sich hervorbringen. Diese Doppeldeutigkeit des Anthropologie-Begriffes kann als Widerspruch, aber auch als Ausdruck dessen aufgefasst werden, dass in sozialen Interaktionen immer beide Pole (re-)produziert werden.
- 44 Für Wirtschaftstheorien bedeutet dies indes, dass auch die scharfe Trennung von Mikro- und Makroökonomie zu den Dualismen gehört, die im Zuge eine Reorientierung wirtschaftswissenschaftlicher Praxis an den Phänomenen und Problemen der Lebenswelt überwunden werden müsste. Individualität und Sozialität und deren Entwicklung sind keine Phänomene, die getrennt voneinander untersucht und verstanden werden könnten, sondern die eine integrierte Analyse in ein und demselben Phänomenbereich verlangen (vgl. beispielgebend Baur 2017; Deruytter und Möller 2020; sowie überblicksweise in der Soziologie Alexander u. a. 1987).

ism and functionalism, on the one hand, and voluntarist, individualist and subjectivist formulations, on the other. Its attraction is to propose an alternative to the extremes of both methodological individualism and methodological collectivism. Giddens countered the widespread belief that the only alternative to methodological individualism is the slippery slope to methodological collectivism, or vice versa. He argued that social theory should focus exclusively neither on the social totality nor simply on the experiences or behaviours of individual actors. Instead, social theory should take its starting point as ‚recursive social practice‘ and consider the ways in which such practices are sustained through time and space. [...] Giddens regarded agent and structure as a duality: where both human subjects and social institutions are jointly constituted in and through recurrent practices, and where no element has ontological or analytical priority over the other. In Giddens’s theory, structure and agency are mutually and symmetrically constitutive of each other. [...] Social life is reproduced by drawing upon social structures, just as social structures are reproduced (intentionally or unintentionally) through the practices of social life.“ (Hodgson 2004, 30–32; vgl. Davis 2003, 112)

Die sich vermeintlich widersprechenden Pole von Akteuren und Institutionen sind beide immer Teil des gleichen sozialen Geschehens. Die methodologische Entscheidung, lediglich einen dieser Pole in den Rang der Erklärungsfähigkeit zu erheben, ist eine willkürliche und wird der potentiellen und realen Fülle sozialen Geschehens nicht gerecht (vgl. Lawson 1987, 969). So wie Institutionen nur durch die Realisierung durch konkrete Menschen ins Leben kommen, so sind konkrete Menschen immer schon auf Institutionen angewiesen, um überleben zu können (vgl. Hodgson 2013, 41; 2002, 173; Fleetwood 2008b, 243; W. A. Jackson 1999; Lang 1999, 189; Dolfma und Verburg 2008, 1034; Wrenn 2015, 1232; für einen Überblick vgl. Fullbrook 2002). Dabei ist stets in Erinnerung zu halten, dass die Pole von Sozialität und Individualität nicht irgendwo, sondern in der erfahrbaren Lebenswelt vermittelt werden. Die (Re-) Produktion institutioneller Arrangements durch menschliche Interaktionen findet in und bezogen auf eine konkrete historische und räumliche Situation statt:

„Crucial for the analysis here is the elemental recognition that all institutional forms, behavioral or attitudinal, are products of *the world of experience*. Institutions do not originate in heaven, with Mother Nature, or with any other outside-of-experience force. [...] institutions of whatever kind are people-made devices for organizing experience and thus, by obvious inference, they are always potentially modifiable by people.“ (Tool 1985, 74; Hervorhebung L.B.)

Eine gewissermaßen ‚nackte‘ Institutionenanalyse, die übersieht, dass Institutionen nur deswegen auftauchen, tradiert und verändert werden, weil konkrete Menschen sich in einer konkreten Situation je schon auf diese beziehen und beziehen müssen, würde daher das Thema verfehlen. Soziale Realität entsteht im spannungsgeladenen Wechselverhältnis zwischen Akteuren, sozialen Strukturen und der Lebenswelt (vgl. Baggio 2020, 1670).

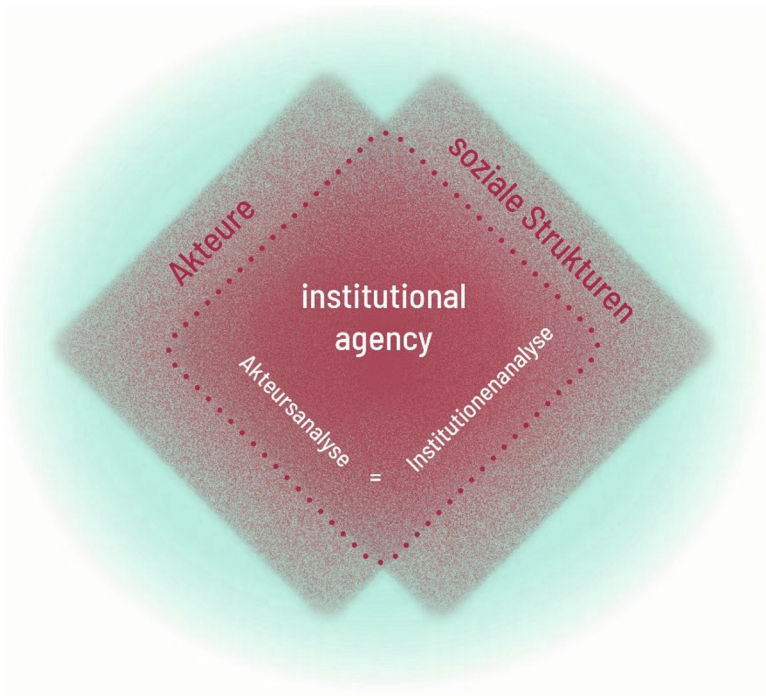
Im Lichte des hier interessierenden Themas sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass die Beziehungen zur Lebenswelt, die Menschen auf Grundlage von Institutionen eingehen, nicht nur das konkrete Lebensfeld, Mitmenschen, die Natur, sondern auch die jeweiligen Menschen selbst umfassen. Auch auf *Selbstverhältnisse* trifft das zu, was bereits über die Verhältnisse zur Lebenswelt eingeführt

wurde. Sie erfolgen immer schon auf der Grundlage von institutionalisierten Regeln, Bildern, Sprache: „The individual is not taken as given, but situated within an interactive social context that enables her education and development“ (Hodgson 2013, 24; vgl. auch 2002, 174–75; Baggio 2020, 1671). Heath Spong nennt diese Selbst-bezogenen Institutionen in Anschluss an John B. Davis Selbst-Konzepte und führt aus:

„[T]his is a process of continuous mediation between the individual and the social environment they are embedded within [...] In Davis’ terms, a self-concept is both institutionalized and individualized (2011: 213), and the process of its development is both intrapersonal and interpersonal (2011: 178). Second, the individuation that Davis describes is an ongoing and dynamic process where individuals continue to interact with – and reflect upon – the environment in which they operate. In the context of habitual behavior, this ongoing organization may entail the individual becoming conscious of habits, or developing habits of which they are not aware“ (Spong 2019, 9)

Auch die Herausbildung, Stabilisierung und Veränderung eines Selbstes ist somit ein Prozess der durch Institutionen hindurch erfolgt (vgl. Lawlor 2006, 330; Spong 2019, 3–4). An gleicher Stelle spricht Spong (2019, 9) von Selbstverhältnissen auch als kontinuierlicher „self-transformation“ auf der Grundlage sozialer Institutionen. Letztere reichen auch bis an das intime Selbstverhältnis von Menschen hinein, das etwa in Form von inneren Dialogen vollzogen wird (vgl. Fuller 2013, 123). Das Selbst-Sein erscheint somit als ein institutionelles Verhältnis und das Selbst-Werden als ein Prozess der Institutionalisierung – jedenfalls kann es nicht als immer schon oder immer gleich seiend beschrieben werden. Schematisch könnte man das eben genannte Geschehen institutionalisierter menschlicher Bezugnahmen auf die Lebenswelt – die auch Selbstverhältnisse umfassen – wie folgt repräsentierten (vgl. Abbildung 4). Die linke Akteursraute bildet mit der rechten Raute sozialer Strukturen einen Überlappungsbereich, indem Individualität und Sozialität im Konzept der *institutional agency* zusammenfallen. Genau diesem Phänomenbereich widmet sich die hier vorgeschlagene praxeologische Institutionenanalyse, die als solche immer mit einer Analyse konkreter Akteure ident ist (vgl. dazu ausführlich Unterabschnitte 3.2.1 und 3.2.3).

Abbildung 4: Das Verhältnis von Individualität, Sozialität und Lebenswelt im hier konzipierten Rahmen



Quelle: eigene Darstellung

2.2.4 Subjektivierung / Institutionalisierung

Nachdem mit dem Begriff der *institutional agency* gewissermaßen das Spielfeld derjenigen Prozesse abgesteckt wurde, auf dem soziale Realität verhandelt und hervorgebracht wird, sollen nun mögliche Richtungen dieser (Re-)Produktionsprozesse identifiziert werden. Eine erste Richtung ist die der Fortschreibung oder Kontinuität bestehender Institutionen. Entsprechend des soeben eingeführten Spiegelverhältnisses von Institutionen und Akteuren, wird dieser Fortschreibungsprozess sowohl als Subjektivierung (durch und in Akteure/n), als auch als Institutionalisierung (im Gefüge der sozialen Strukturen) beschrieben.

Mit *Subjektivierung* ist hier das Erlernen institutioneller Muster gemeint; ein Prozess, der die Akteure selbst verändert. Wie der folgende Unterabschnitt zeigen wird, sind mit dem Subjektivierungsbegriff nicht alleine Muster des Handelns, sondern auch diskursive oder reflexive Muster gemeint. Entscheidend ist, dass mit Subjektivierungen immer die *Adaption* oder die Festigung sozialer Muster angesprochen ist. Um besser zu verstehen, was sich hinter dem Subjektivierungs-Begriff verbirgt, soll zunächst der Habituerungsbegriff als Hilfsbrücke eingeführt werden:

„Building upon Hodgson (2006a: 18), I define habituation as the process through which institutions (rules, conventions, norms, values and customs) become internalized and embodied

within agents, generating the dispositions we call habits or *habitus*. It seems to me that the process of habituation involves the following three (main) processes:

- 1) Repetition, regularity, routinization and continuity. The (let us say) rule-guided agent finds herself repeating the same action over some extended period. As Hodgson (1988: 127) puts it: ‚repeated acts tend to congeal into habits‘.
- 2) Reinforcement, or incentive and disincentive. There are positive and negative reinforcements to engaging in rule-guided action, such as approval or disapproval by members of the appropriate community — although this should not be interpreted to mean that agents necessarily deliberate about whether or not to be guided by the rule. See Hodgson (2003).
- 3) Intimacy, familiarity or close proximity. To internalise or embody institutions (rules, conventions, norms, values and customs) the agent has to engage with them, live with them and use them, until agents feel ‚like a fish in water‘, as it is commonly put.

It is via these three (main) processes of habituation that institutions and agents are linked. Metaphorically speaking, through these processes, institutions (rules, conventions, norms, values and customs) ‚touch‘ agents.“ (Fleetwood 2008b, 249)

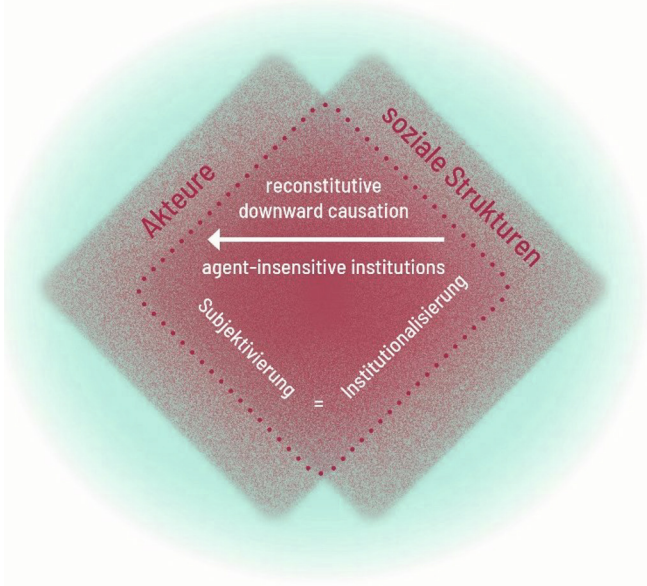
Fleetwood zählt hier mit der Wiederholung, der Beeinflussung oder gar Nötigung und der selbstverständlichen Internalisierung drei mögliche Wege auf, wie die impliziten Institutionen (Regeln, Gewohnheiten, Normen, Werte etc.) einer Gemeinschaft, einer Gruppe, eines Milieus, einer Gesellschaft, einer Sprachfamilie, einer Generation, etc. von den an ihnen beteiligten Akteuren internalisiert werden und sie das jeweils geltende institutionelle Gefüge darin gewissermaßen fortschreiben und stabilisieren. Diese Prozesse sind sicherlich gradueller Natur und können mitunter ‚harte‘ oder aufwändige und damit auch stärker organisierte Formen annehmen, wie sie sich etwa in Beispielen der Manipulation oder Indoktrination (vgl. Hodgson 2003, 168) finden. Sie können aber auch weiche Formen annehmen, in der Regeln im sozialen Geschehen ohne merklichen Aufwand präsentiert und von den teilhabenden Menschen ebenso reibungslos internalisiert werden. Dies mag gerade für Bereiche wie den Erwerb der Muttersprache oder aber das Erlernen des Umgangs mit Geld gelten. Herbert Mead hat zur Verdeutlichung dieser gesellschaftlichen Lernprozesse die Metapher des Spiels eingeführt, in der Akteure von Kindesbeinen an durch die praktische Teilhabe am gesellschaftlichen Spiel lernen, nach welchen Regeln andere spielen, wie sie sich entsprechend wohl verhalten und welche Rollen und Praktiken im Spiel miteinander verknüpft werden (vgl. Mead 2000, 152–64; Baggio 2020, 1389). Ein anderes Beispiel wären Selbst-Narrationen, also Geschichten, die Menschen über sich selbst erzählen: Auch hier werden soziale Institutionen dafür genutzt, eine spezifische Individualität aufzubauen (vgl. Davis 2011, 209–10). Betrachtet man diese Prozesse von der Seite sozialer Strukturen her, so ließen sie sich auch als *Institutionalisierungen* beschreiben. Die performative Wiederholung oder Einübung von Regelsystemen durch Akteure findet eine institutionelle Festigung und Kontinuität (vgl. Zucker 1977).

Hodgson (2002, 168) hat für diese Form institutioneller Persistenz den Begriff der „reconstitutive downward causation“⁴⁵ eingeführt. Rekonstitutiv insofern, als dass durch diese Prägung ‚von oben‘, bzw. genauer ‚von rechts‘, also den sozialen

45 Archer (vgl. 2000, 19) benutzt ihrerseits den verwandten Begriff der downwards conflation.

Strukturen her, Akteure auch selbst verändert werden (vgl. Pfeilrichtung von rechts nach links in Abbildung 5). Der Prozess der Habituation wirkt insofern bis in das Individuum hinein, bzw. durch es hindurch, insofern als dass es die geltenden Institutionen selbst realisiert.

Abbildung 5: *Institutionalisierungen, bzw. Subjektivierungen als reconstitutive downward causation*



Quelle: eigene Darstellung

In dieser Facette als von sozialen Institutionen bis in die eigenen Selbstverhältnisse hinein durchzogenes Wesen wird der Mensch in der Folge als *Subjekt* beschrieben.⁴⁶ Und der tägige Prozess, innerhalb dessen sich Menschen in ihren Selbstverhältnissen auf Grundlage von sozialen Institutionen entwickeln, wird als *Subjektivierung* bezeichnet (vgl. Unterabschnitt 3.2.3). Institutionalisierungsprozesse, sind insofern *immer* auch Subjektivierungsprozesse, insofern als dass die sie realisierenden Akteure sich dabei auch entwickeln:

„We start from the contention that socio-economic systems do not simply create new products and perceptions. *They also create and re-create individuals.* The individual not only changes his/her purposes and preferences, but also revises his/her skills and his/her perceptions of his/her needs.“ (Hodgson 2003, 162; vgl. auch 2002, 168, 172; Fleetwood 2008a, 184)

46 Ein solches Verständnis von Subjektivität birgt mehrere Parallelen zu den aus der Sozialpsychologie stammenden Social Identity Ansätzen (vgl. Tajfel 1974). Insbesondere in den ökonomischen Adaptionen (vgl. Davis 2011, 201–4) dieser Ansätze wird Identität jedoch zumeist als eine explizierte und nicht selten als starre Entität verhandelt. Der performativen Hervorbringung von Identitäten in dynamischen Subjektivierungs- oder Selbstgestaltungsprozessen kann damit i.d.R. nicht entsprochen werden.

Die Veränderung des Individuums in der affirmativen Auseinandersetzung mit geltenden Institutionen nennt Hodgson „lernen“ (Hodgson 2003, 162; vgl. auch 2002, 176–77). Im Rahmen einer Arbeit, die sich pädagogischen Kontexten widmet und die dort stattfindenden Subjektivierungsprozesse untersucht, ist diese Bezeichnung entscheidend. Aus Sicht des Individuums werden zwar neue Interpretations- und Umgangsformen gelernt, ohne aber dass letztere sich mit dem Individuum änderten. Als institutioneller Spiegelbegriff von Subjektivierungen ist aufgrund dieser Vorrangigkeit der Institution vor dem Individuum der einer „agent-insensitive institution“ (Hodgson 2004, 438) eingeführt worden. Im Rahmen von Institutionalisierungen werden bestehende Regelsysteme reproduziert, sie werden nicht verändert oder zumindest nicht signifikant. In dem Zusammenhang müssen auch die gemeinhin negativ konnotierten Facetten von Institutionen als stabilisierende Faktoren für die Privilegien bestimmter Gruppen oder Individuen gesehen werden. Institutioneller Wandel erscheint dann als eine Machtfrage, die von jenen unterbunden wird, die von den mit etablierten Institutionen verbundenen Privilegien profitieren. Diese institutionellen Restriktionen oder Intensitäten sind jedoch nicht natürlicher, sondern sozial gemachter Natur (vgl. Tool 1985, 166; Hodgson 2002, 176; 2003).⁴⁷

2.2.5 Selbstgestaltung / Institutionsgestaltung

Aus dem bislang Gesagten könnte der Eindruck gewonnen werden, dass Menschen – wie etwa auch im methodologischen Holismus angelegt – den institutionellen Gefügen quasi immer unterworfen oder gar durch sie determiniert sind. Individuen würden sich dann vollständig in institutionelle Arrangements auflösen und man könnte einen Menschen vollständig verstehen, wenn man seine institutionelle Biographie dechiffriert hätte. Eine solche Perspektive würde die *Veränderung* von Institutionen mithin lediglich aus Institutionen heraus erklären können, weil Individuen abermals nur als ‚Träger:innen‘, nicht aber Gestalter:innen derselben auftauchen. Während im Institutionalismus durchaus auch in kritischer Abgrenzung vom neoklassischen Mainstream immer wieder eine Vorrangigkeit von Sozialität betont wurde,⁴⁸ muss

47 Vgl. mit Bezug auf das Beispiel neoliberaler Hegemonie seit dem 1980ern: „institutional entrepreneurs can pursue strategies that aim at what could be called ‚cognitive hegemony.‘ One central activity of institutional entrepreneurs is to provide and secure the ideological grounds on which institutional regulations advocated by them find legitimation. The institutional changes associated with neoliberalism that have taken place since the 1980s would not have been possible without the profound changes in the cognitive frame of dominant actors on how to steer the capitalist economy (Fourcade-Gourinchas and Babb 2002)“ (Beckert 2010, 616–17; vgl. auch Zilber 2002, 237).

48 Vgl. hier etwa diese Bemerkung von John R. Commons: „we may define an institution as Collective Action in Control of Individual Action“ (zit. nach Mirowski 1987, 1026). Auf die Vernachlässigung von Wandlungsprozessen in der Institutionenforschung weist auch Thelen (2009, 474) hin: „Since the idea of persistence is virtually built into the definition of an institution, it should perhaps not be a surprise that the question of change is a weak spot in the literature as a whole and indeed across all varieties of institutionalism“. Gleichwohl ist in der jüngeren Institutionenforschung eine stärkere Auseinandersetzung mit Prozessen sozialen Wandels beobachtbar, die nicht selten mit einer Betonung der Bedeutung

das Verhältnis von Akteuren und Institutionen hier nunmehr präzisiert werden. Damit werden auch die Potentiale institutionellen Wandels offenbar.

Wie bereits eingeführt wurde, sind Institutionen die in konkreten Situationen von konkreten Menschen sozial geteilten Wege, mit der Lebenswelt umzugehen. Das soziale Leben wird immer von lebenden Menschen getragen, sie bringen Institutionen durch ihre Handlungen ins Leben: „The basic element in society is not the abstract individual, but the social individual, one who is both constructive within and constructed through society“ (Hodgson 1988, 71). Die Frage nach institutionellem Wandel muss somit unweigerlich beim sozialen Handeln konkreter Menschen ansetzen: Der Ort der (Re-)Produktion von Institutionen als Umgangsweisen mit der Lebenswelt ist die Interaktion von Menschen. Die evidentente Realität einer Emergenz von neuen Institutionen, etwa in Form von neuen Routinen oder kollektiven Selbstbildern, belegt, dass sowohl Strukturen wie auch Akteure veränderbar sind, und zwar zumindest dem Potential nach ohne absolute Grenzen. Ihre eigentlichen Grenzen liegen vielmehr in der sozialen Akzeptanz, bzw. Durchlässigkeit neuer Sinnhorizonte. Damit ist auch das Thema von Machtverhältnissen und sozioökonomischen Voraussetzungen des Wandels angesprochen. Nicht jede:r hat ein Interesse an Wandel und an der Rekonfiguration von gesellschaftlichen Beziehungen. Eine maximal statische Gesellschaft wäre z.B. eine solche, in der Sinnhorizonte als absolut unveränderlich angesehen werden. Eugen Fink (1970, 104) spricht in dem Zusammenhang von „geschlossenen Gesellschaften“. Eine mit diesem Konzept verwandte, die Unveränderlichkeit betonende, Vorstellung von Subjektivität hat Norbert Elias (1998) mit dem *homo clausus* vorgetragen. Von beiden Autoren kann man jedoch zugleich lernen, dass solche Archetypen von Sozialität oder Subjektivität situative und keinesfalls notwendige Zwischenprodukte eines historischen Prozesses sind. In Abgrenzung von solch statischen und erstarrten Bildern sozialer Prozesse folge ich Archer in ihrem Wunsch nach der Reorientierung sozialwissenschaftlicher Praxis an der Praxis konkreter, lebender Menschen: „I wish to reclaim human beings as the ultimate *font et origo* of (emergent) social life or socio-cultural structures“ (Archer 2000, 18). Dann wird deutlich, dass „in society and culture everything that seems fixed is simply frozen politics or interrupted struggle. The inventions, the conflicts, and the compromises, in thought and in practice, are all there is; there is nothing else“ (Unger 2007b, 33). Soziale Realitäten werden von Menschen hergestellt und können insofern immer auch von Menschen verändert werden. Soziale Realität ist nicht das Produkt ontologisierter Prozesse ‚im Hintergrund‘, sondern das Zwischenergebnis sozialer Interaktionen, bzw. Aushandlungsprozesse auf und in Bezug zu der lebensweltlichen Bühne.

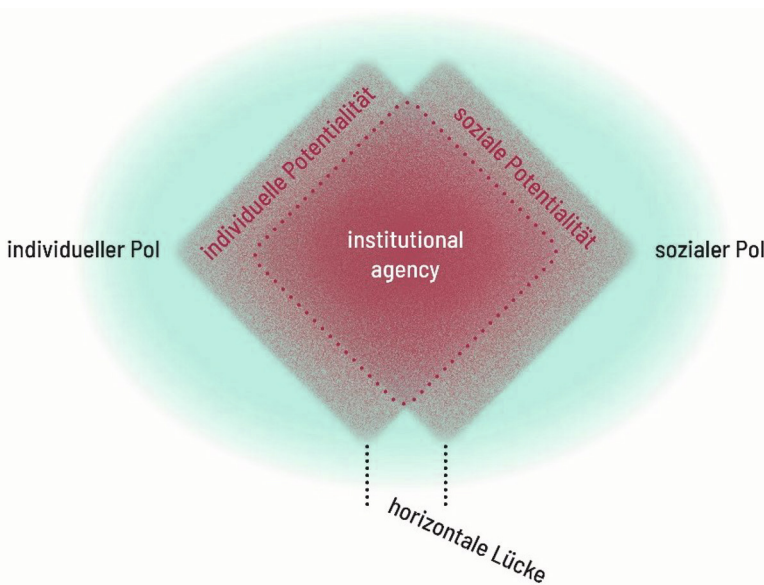
Eine Institutionenanalyse bei konkreten lebenden Menschen anzusetzen und also verstehen zu wollen, in welche Beziehung sie sich zur Lebenswelt setzen, muss notwendigerweise die Spezifität konkreter Gruppen bis hin zu einzelnen Individuen anerkennen. Nur so kann die ‚kleinste Einheit‘ sozialer Prozesse gewahrt und damit zugleich ein Feld möglichen Ursprungs von institutionellem Wandel eröffnet werden. Durch die Anerkennung der Einzigartigkeit des einzelnen Individuums wird zugleich

von Akteuren bzw. agency einhergehen (vgl. Scott 2001, 60; Streeck und Thelen 2005a; Dolfisma und Verburg 2008; Beckert 2010; Mahoney und Thelen 2010; Unger und Smolin 2015, 70; Panther 2020; Srinivas 2020).

eine Quelle institutionellen Wandels konzeptionell gewonnen und abgebildet. In Bezug auf die soeben eingeführte Terminologie bedeutet dies, dass der Mensch niemals vollkommen im Subjekt aufgeht. Er ist niemals abschließend bestimmbar, wenn seine institutionelle Biographie entschlüsselt wird.

Damit treten die Fragen auf, inwiefern Individuen von Institutionen zu differenzieren sind und ob und wie Individuen womöglich institutionelle Regelsysteme selbst verändern (lernen) können. Diese Fragestellungen sind im Institutionalismus sehr unterschiedlich verhandelt worden. Ich werde hier eine Position vertreten und begründen, die die Einzigartigkeit sowie die Gestaltungskraft des Individuums stark macht (...*agency*), ohne aber seine institutionelle Verfasstheit zu unterminieren (*institutional*...). Diese genuine Kraft des individuellen Pols werde ich im Folgenden *individuelle Potentialität* bezeichnen. Der spiegelbildliche Begriff ist jener der *sozialen Potentialität*. Auch vom sozialen Pol aus können Impulse für institutionellen Wandel ausgehen (jedoch niemals ohne Akteure, die diese Potentialität realisieren). Beide Potentialitäten sind letztlich Ausdruck einer prinzipiellen Differenz von Akteuren und sozialen Strukturen. Beide Pole können niemals vollkommen ineinander aufgelöst werden. Für diese Nicht-Identität von Akteuren und Institutionen führe ich den Begriff der *horizontalen Lücke* ein (vgl. Abbildung 6).

Abbildung 6: Die Nicht-Identität von Individualität und Sozialität in der praxeologischen Institutionenforschung und daraus entstehende Potentiale sozialer Transformation



Quelle: eigene Darstellung

2.2.6 Individuelle Potentialität

Die hier behandelten Quellen individueller Potentialität sind dreierlei⁴⁹ und verweisen allesamt auf die Einzigartigkeit des Individuums. Vom individuellen Pol aus gesehen ist die Frage nach den Möglichkeiten institutionellen Wandels somit identisch mit der Frage nach der Unverwechselbarkeit jedes einzelnen Menschen. Damit stellt sich die hier vorgeschlagene Position in die Tradition einer starken Anthropologie in der Nachfolge von Aristoteles (vgl. Davis 2011, 5). Im Folgenden werden nun drei Argumente, bzw. Quellen für die Realität einer individuellen Potentialität und zugleich Einzigartigkeit eingeführt. Diese Argumente sind keine Zuweisungen oder Einschreibungen von Individualität von außen (vgl. Davis 2003, 12), sondern Umrisse von Möglichkeitsfeldern, in denen Individualität frei entfaltet werden kann.

1) Körper⁵⁰

Die phänomenologisch evidente, wirtschaftstheoretisch aber mitunter vollständig negierte Tatsache, dass jeder lebende Mensch einen Körper besitzt, bildet das erste Argument für die Einzigartigkeit und zugleich Potentialität des Menschen (vgl. Panther und Nutzinger 2004, 9–10). In der neoklassischen Theoriebildung ist die körperliche Verfassung des Menschen vollständig abwesend (vgl. Amariglio und Ruccio 2001, 143–46).⁵¹ Dasjenige, was aus methodischen Gründen als ‚Individuum‘ modelliert wird, geht vollständig in einer Rechenoperation auf, die einem Computer gleich Extremwertaufgaben löst (vgl. Ötsch 2019, 255–59). Eine mar-

49 Vgl. dazu die drei von Archer (1995, 280–93) versammelten Argumente für eine grundlegende Nicht-Sozialität des Selbstes, von denen ich mich hier aber insbesondere in Aspekt (2) distanzieren.

50 Der Körper-Begriff wird hier dem phänomenologischen Leib-Begriff (vgl. Merleau-Ponty 1966, Teil 1; Waldenfels 2000; Alloa u. a. 2019, Teil 1) aus Gründen der Leser:innenfreundlichkeit vorgezogen. Jedoch soll er im Anschluss etwa an Joas (1992, Abschn. 3.2) und sozialwissenschaftlichen Praxistheorien (vgl. Reckwitz 2003, 290–91) dezidiert nicht rein materiell oder biologisch, in jedem Falle in einer objektivierender Tradition der cartesianischen *res extensa* aufgefasst werden. Im Kontext einer subjektivierungsanalytischen Arbeit, in der es um eine lebensweltlich situierte Herausbildung und Veränderung des Selbstes in sozialen Prozessen der Selbst-Sinnstiftung geht, die in und durch all seine Facetten – gerade auch der körperlichen – verlaufen, ist ein beseeltes, in jedem Falle auch im geistigen Sinne lebendiges Verständnis des Körpers entscheidend.

51 Das gilt nicht nur mit Bezug auf Leib-Konzepte, sondern auch mit Bezug auf rein materiell gedachte Körper-Begriffe, da der ‚Ort‘ der Rechenoperation ein rein geistiger, bzw. genauer: ein virtueller i.S.v. nicht-realer oder nur scheinbar realer ist. Theoriegeschichtlich ist in dem Zusammenhang interessant, dass insbesondere Jevons zur Plausibilisierung und mitunter zur Veranschaulichung seines neuen mathematischen Ansatzes für die Politische Ökonomie noch auf physiologische Experimente zurückgriff, die die genaue Vermessung der körperlichen Leistungsfähigkeit des Menschen zum Ziel hatten (vgl. Jevons 1965, 203 ff.). Ein erstarkender Modell-Platonismus in der Ökonomik war in der Folgezeit nicht mehr auf derlei Verweise angewiesen, um eine Form von Legitimierung zu gewinnen, insb. nicht mehr in der Nachkriegszeit. Diese Entwicklung hatte auf den Arbeitsbegriff der klassischen politischen Ökonomie gravierende Auswirkungen.

kante Blüte dieser vollständigen Abstraktion vom menschlichen Körper ist die Tatsache, dass standardökonomische Modellierungen für gewöhnlich ausschließlich den Moment der (zu optimierenden) Entscheidung zwischen gegebenen Alternativen in den Blick nehmen – nicht aber die Realität und die Konsequenzen, die durch diese Entscheidung entstehen. Das einschlägige Lehrbuch-Beispiel ist jenes des Konsums von Eiskugeln, der nicht durch satte oder befriedigte Mägen⁵² oder Körper, sondern durch ein vom Eiskonsum ausgehendem Nutzenquantum sowie dem verfügbaren Budget beschränkt wird (vgl. Mankiw 2021, 63–66). Die mitunter komplexe Körperlichkeit, die eine konstitutive Bedingung einer *jeder* gelebten ökonomischen Handlung und Beziehung bildet, muss in dieser Tradition den methodischen Motivationen der Wirtschaftswissenschaftler:innen weichen, die in der Tradition eines körperlosen *cogito* arbeiten.⁵³ Ohne seinen Körper gäbe es jedoch unzweifelhaft öffentlich sichtbar kein Selbst. Eine ‚institutional agency‘ ist zugleich auch immer ‚embodied agency‘ (vgl. Taylor 1989a). Durch sein Dasein, seine Existenz, wird es als Mensch wahrgenommen und bildet damit auch – qua Kontinuität in der Erscheinung – die Grundlage für den Wandel des Selbstes im instituierenden Prozess (vgl. Antony 2017; Archer 2000, 39).⁵⁴ Mit Bezug auf Merleau-Ponty führt Archer als Brücke zwischen Phänomenologie und kritischem Realismus die Anerkennung der körperlichen Verfassung des Menschen ein:

„For both realism and phenomenology, we are thrown into the real world and make what we can of situations, of which we have no prior understanding, through exercising our species’ endowments in praxis [...] It is the body which constitutes the anchorage of our perceptual limitations and affordances. Thus it is from the body that the ‚perceiving subject must, without relinquishing his place and his point of view, and in the opacity of sensation, reach out towards things to which he has, in advance no key, and for which he nevertheless carries within himself the project, and open himself to an absolute Other which he is making ready in the depths of his being.‘ [M. Merleau-Ponty, *The Phenomenology of Perception*, Routledge and Kegan Paul, London, 1962, p. 326.]“ (Archer 2000, 127)

Zur *conditio humana* gehört es somit, in der eigenen Körpererfahrung immer auch zugleich eine nicht überwindbare Differenz zum ‚absolut Anderen‘ wahrzu-

52 Vgl. dazu die frühen Versuche von Irving Fisher (1926, 25 ff.), Nutzen-Zisternen aus didaktischen Gründen als Allegorien für Mägen zu verwenden. Entsprechende grafische Repräsentationen verlieren sich dann mit der zunehmenden Etablierung formalistischer Ökonomik, in der eine (grafische) Plausibilisierung nicht mehr nötig ist (vgl. die vorangehende Fußnote).

53 Auch im methodologischen Holismus finden sich Beispiele, in denen sich die Leiblichkeit interagierender Menschen vollständig in diskursive, nicht-materielle Zusammenhänge auflösen.

54 Warum der Körper deswegen aber in der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung einen ‚Primat‘ (vgl. Archer 2000, 106) genießen soll, erschließt sich mir nicht. Menschliche Bezugnahmen auf die Lebenswelt haben mehr konstitutive Quellen als lediglich den Körper, dessen spezifische Bedeutung in und für jede spezifische Situation auf Neue betrachtet werden muss.

nehmen. Von den ersten ertastungen der Lebenswelt als Säugling an erschließen wir uns unser Umfeld in einer immer auch körperlich verfassten Existenz (vgl. Archer 2000, 147). Und im Widerstand zu dem, was uns tastend, fühlend, sinnlich wahrnehmend gegenüber steht, wird zugleich eine körperlich induzierte Differenz zum phänomenalen Setting markiert, in das Menschen eingelassen sind (vgl. Archer 2000, 130, 153; 2003, 119–20). Die Ausprägung einer Individualität ist somit konstitutiv auf die lebensweltlich situierte Erfahrung und den Umgang mit dem genuin Anderen angewiesen (vgl. dazu Saito 1991, 22, 25). Unser Körper markiert den absoluten Standpunkt, in und von dem aus wir den Umgang mit der Lebenswelt anzugehen haben, insbesondere auch wenn wir uns in ein ‚reines Imaginieren‘ versenken. Auch das Imaginieren stellt eine lebensweltlich situierte Praxis da, der bestimmte Körperlichkeiten immanent sind und andere nicht (vgl. Unterabschnitt 2.3.3). Abermals mit Bezug auf Merleau-Ponty unterstreicht Archer:

„Thus ‚I never wholly live in varieties of human space, but am always rooted in natural and non-human space.‘ Personally and primordially, this natural world is not given to us by virtue of the disembodied Cartesian *cogito*, but through the body, its sensory reach and corresponding range of practical abilities. ‚Everything I see is in principle within my reach, at least within reach of my sight, and is marked upon the map of ‚I can‘. Each of the two maps is complete. The visible world and the world of my motor projects are each total parts of the same Being.‘ (M. Merleau-Ponty, ‚Eye and Mind‘, in his *Phenomenology, Language and Society*, Heinemann, London 1974, p. 283)“ (Archer 2000, 128)

Und unseren Standpunkten wird zugleich unsere körperlich gebundene Einzigartigkeit offenbar, die zwar in Bewegung, Diskurs oder Imagination getauscht, niemals aber aufgelöst werden kann (vgl. Bäuerle 2019a; Davis 2003, 143). Darin liegt zugleich die Potentialität des Körpers begründet: Er zeigt einen raumzeitlich absolut einzigartigen Standpunkt an, der von keinem anderen eingenommen werden kann. Dies gilt auch im übertragenen Sinne für die Standpunkte und die Erfahrungen, die ein Mensch im Lauf seines/ihrer Lebens eingenommen hat. Die körpergebundene Erschließung der Lebenswelt gilt nicht nur für einen bestimmten Moment, sondern bildet zugleich eine wesentliche Facette biographischen Werdens. Zeit unseres Lebens werden wir unsere körperliche Verfassung nicht verlieren:

„Yes, we undergo certain changes, such that I hope I can describe myself as a ‚wiser woman‘ than the ‚ingenue‘ who lived a quarter of a century ago, but both relate to the same bodily entity: and how could I suffer the future indignity of incontinence, were I not reproaching the same body which had never previously let me down in this way“ (Archer 2000, 35–36)

Auch in seiner historischen Dimension ist der Körper somit einzigartig. Niemand anderes konnte das erleben, sehen und wahrnehmen, was von diesem Körper aus erlebt und wahrgenommen werden konnte. Die Einzigartigkeit des Körpers in der historischen Dimension gilt jedoch in gleichem Maße auch für die Fülle der im Laufe eines Lebens gemachten Erfahrungen und die Reflexionen über diese Er-

fahrungen. Schließlich ist der Körper Zeugnis dieser raum-zeitlichen Einzigartigkeit. In ihm manifestieren sich Aspekte unseres Lebens, wie etwa unseres Alters, welche Lebensform wir bislang gewählt haben und wie wir uns in Form von Kleidung, Styling, chirurgischen Eingriffen etc. in die Welt stellen.

2) Einzigartige Erfahrungen

Von einem institutionentheoretischen Standpunkt aus betrachtet ist die Einzigartigkeit des Individuums weiterhin durch seine oder ihre ganz speziellen institutionellen Erfahrungen angezeigt, die es im Laufe des Lebens macht. Dabei spielt es zunächst keine Rolle, ob diese Erfahrungen mehr oder weniger bewusst durchlaufen wurden. Die institutionellen Einflüsse, die Menschen im Laufe ihres Lebens in konkreten Erfahrungssituationen sammeln, schlagen sich nieder in Fähigkeiten und Gewohnheiten, die in bestimmten sozialen Settings, etwa Milieus, Gruppen, etc. erlernt wurden (vgl. Lawlor 2006, 336; Davis 2003, 144). Sie sind gewissermaßen die mal mehr mal weniger, mal erfolgreicher, mal weniger erfolgreich realisierten Möglichkeiten der Interpretation und des Umgangs mit der Lebenswelt, die aus der existenziellen Verflechtung mit eben jener entstammen. Wenn diese nicht gelebt werden, so stehen sie immerhin noch als Möglichkeiten des Umgangs mit der Lebenswelt bereit. Von einer solchen Warte aus betrachtet, wird es unmöglich zwei Individuen geben, die sich mit und durch dieselben Institutionen hindurch entwickelt haben. Gemeinsamkeiten, die durch eine Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder einem Milieu geteilt werden, werden in jedem Akteur durch Differenzen kontrastiert, die durch die Zugehörigkeit zu anderen Gruppen, Milieus, bzw. anderen institutionalisierten Umgängen mit der Lebenswelt entstammen (vgl. Karnøe 1997, 425). Auch hier zeigt sich Individualität abermals in Bezug auf Andersheiten und zwar auf je andere Andersheiten. Wir alle sprechen im Laufe unseres Lebens mit unterschiedlichen Menschen, geraten in andere Situationen und gehören verschiedenen Gruppen an.

Diese Kombination einzigartiger Einflüsse erstreckt sich mithin auch auf die Entwicklung und Gestaltung unserer Selbstbezüge (vgl. Spong 2019, 4, 7). Auch die Selbstentwicklung erfolgt auf Grundlage einer einzigartigen Kombination institutioneller Arrangements und Entscheidungen. Hier fallen insofern Prozess und Inhalt des Prozesses in eins: Eine einzigartige Selbstgestaltung erfolgt auf Basis einzigartiger Möglichkeiten und Umstände. In der Realisierung dieses Prozesses zeigt sich eine unverwechselbare Persönlichkeit. Die bislang realisierten Erfahrungen und darin verwirklichten, bzw. erlernten Sinnstiftungen versetzen jeden einzelnen Menschen somit in die Lage, aus seiner/ihrer spezifischen Biographie, seinem/ihrer spezifischen Mix von Können und Wissen neue Möglichkeiten der Sinnstiftung zu kreieren. Auch hier spielt es zunächst keine Rolle, ob diese Möglichkeiten mehr oder weniger bewusst ergriffen werden. Entscheidend ist, dass spezifische Möglichkeiten der Sinnstiftung nur durch die einzigartige Biographie einzelner Akteure entstehen.

Das einfache Beispiel einer Situation, die von zwei Menschen gemeinsam erlebt wird und von beiden Menschen auf Grundlage erlernter Sinnstiftungen unterschiedlich bewertet, interpretiert, bearbeitet und angegangen wird, zeigt sehr deutlich, dass die *Interpretation* einer Situation genauso wenig mit der Situation ident ist, wie der *individuelle Umgang* mit derselben. Damit ist auch gesagt, dass

zwei Individuen durch eine vermeintlich vollständige Überlappung ihrer Positionierung in einer Situation niemals an derselben Stelle ‚stehen‘ können, weil sie als lebende Menschen eine unverwechselbare Biographie mitbringen, die sie immer von anderen Menschen unterscheiden wird: „In explicitly recognizing that agents make differing interpretations, evaluations, and choices within the same context, Archer’s approach can offer a recognition of individuality that does not rely upon positional difference“ (Spong 2019, 9). Über die positionale Differenz hinaus, die oben bereits durch das körperliche Selbst eingeführt wurde, besteht immer auch eine institutionelle Differenz, die jeden Menschen von jedem anderen Menschen unterscheidet.⁵⁵ Dass diese Differenz dem Menschen keineswegs nur ‚passiert‘, sondern vom Menschen in der Entscheidung selbst induziert werden kann, bildet eine dritte Facette menschlicher Unverwechselbarkeit und Potentialität.

3) Freiheit zur Institutionsgestaltung⁵⁶

Mit dem Freiheitsbegriff sind wir am Kern der hier eingeführten Anthropologie, sowie am Kern institutioneller Wandlungsprozesse angelangt. Um uns diesem Begriff zu nähern, möchte ich zunächst einmal Hodgson zustimmen, dass es *in der erfahrbaren Lebenswelt* keine institutionelle Leerstelle gibt: „The institution free state of nature is unattainable, in minimally adequate theory as well as in reality“ (Hodgson 2004, 21–22; vgl. auch 2013, 39, 42). Selbst wenn es einen solchen ‚Naturzustand‘ gäbe, wäre er uns als Menschen nicht zugänglich, weil wir ihn immer durch im weitesten Sinne institutionalisierte, d.h. sozial geteilte und gewordene Formen der Sinnstiftung hindurch begegnen würden. Gleichzeitig ist aber auch festzuhalten, dass der Mensch die Fähigkeit besitzt, *ex nihilo* etwas zu kreieren, das zu Etwas wird (vgl. Unger 2007b, Kap. 7; Graupe 2020a). Dem Menschen ist es möglich, neue Institutionen hervorzubringen: „we are an infinite caught within the finite. The finite, in this instance, is the open series of social worlds – the formative institutional and imaginative contexts – that we construct and inhabit. The infinite is the personality“ (Unger 1987a, 12). Menschliche Kreationen kommen aus dem (grenzenlosen) Nichts und werden, sobald sie in die Welt kommen, zu einem (begrenzten) Etwas. Einen Ort, an dem die möglichen Institutionen ‚lagern‘ gibt es insofern nicht – dieser ‚Ort‘ ist die menschliche Freiheit und die imaginative Fähigkeit, sich ihrer zu bedienen. Sobald diese Fähigkeit ausgelebt wird, findet diese Praxis als raum-zeitlich situierte notwendi-

55 Wie bereits weiter oben angesprochen, ist genau diese individuelle Prägung etwa in der neoklassischen Theoriebildung aber auch in vielen heterodoxen Schulen nicht vorgesehen, wo gewissermaßen *ex ante* gesetzte Individualitäten vorgegeben sind, die keine Unterscheidung, v.a. aber auch keine Entwicklung zulassen.

56 Der kritische Realismus legt auf das Moment der menschlichen, insbesondere individuellen Freiheit sein Hauptaugenmerk, ohne aber in gleichem Maße die Möglichkeit der Habitueierung zu elaborieren und konzeptualisieren. Darin liegt der Vorwurf von Hodgson am kritischen Realismus (vgl. Hodgson 2004, 38). Der Ausweg darf kein gegenseitiges Ausspielen der beiden Wirkungsweisen, sondern das Einräumen der Möglichkeit beider und dann die Hinwendung zu konkreten empirischen Fällen sein, die sodann auf die spezifischen Wirkungsprozesse hin untersucht werden müssen.

gerweise in Bezugnahme auf die Lebenswelt und das etablierte institutionelle Gefüge statt. Das ‚Ausleben‘ oder die Verwirklichung dieser kreativen Freiheit markiert eben immer auch zugleich ein lebensweltliches Phänomen, das etwa beobachtet und von anderen Akteuren als (neue) Differenzerfahrung wahrgenommen werden kann (vgl. Dolfsma und Verburg 2008, 1043). Durch die inspirierte Tat setzt der Mensch somit etwas genuin Neues in Bestehendes hinein. Der Begriff der tätigen Freiheit ist insofern identisch mit dem Begriff der Kreativität (von lat. *creatio*: Wahl, Schöpfung). Kein (Natur-)Zustand, sondern ein *tätiger Prozess* liegt im Zentrum des hier vorgeschlagenen Freiheitsbegriffes.⁵⁷ Die tätige Rekonstitution bestehender institutioneller Arrangements im Zuge eines solchen freien Prozesses nenne ich *Institutionsgestaltung* und unterscheide dabei zwei Formen:

a) *Schwache Institutionsgestaltung*

Menschen können sich von den sozialen Institutionen, die sie umgeben und durch die sie geprägt wurden, bis zu einem gewissen Grad distanzieren. In dieser Distanzierung, die in der Literatur oftmals mit dem Begriff der Reflexion identifiziert wird, können sie ihre Prägungen untersuchen und bewerten und nehmen bereits darin eine selbstbestimmte Re-Konfiguration des institutionellen Gefüges vor (vgl. Davis 2003, 111–17; 2011, 207). Durch wen oder was wurde ich eigentlich geprägt? Durch diese Distanzierung wird nicht nur ein Standpunkt aufgegeben, sondern ein anderer gewonnen, durch den hindurch das eigene Leben und die darin waltenden Institutionen neu bewertet werden (vgl. Fuller 2013, 120–21). Die Entscheidung zur Distanzierung markiert eine prozessuale Leerstelle in der institutionellen Reproduktion. Diese Leerstelle wird zur Quelle eines neuen Selbst- und Weltverhältnisses. In der Bezogenheit auf bestehende Institutionen bleibt diese Form der Institutionsgestaltung aber schwach.

Menschen können sich darüber hinaus in einem gewissen Maße für eine Veränderung ihrer institutionellen Rahmenbedingungen entscheiden: „Within culturally specified limits which are themselves subject to discretionarily revision, a person has genuine discretion. In large measure, people can determine ‚which direction is forward‘; obviously, it is they who provide the ‚stream of decisions‘“ (Tool 1985, 86; Hervorhebung L.B.). So können sie sich etwa an einer biographischen Weggabelung für eine bestimmte Erfahrung, einen Weg, eine neue soziale Situierung entscheiden. Statt die in (2) eingeführte institutionelle Unverwechselbarkeit einfach nur hinzunehmen, erkennt und realisiert ein Akteur die Gestaltbarkeit derselben und lenkt sie in eine frei gewählte Richtung. Sowohl Margareth Archer als auch Charles Taylor haben für diese Praxis den Begriff des ‚commitments‘⁵⁸ verwendet:

-
- 57 Rechtliche oder konstitutionelle Freiheitsbegriffe, die zumindest abstrakt gesehen allen Menschen dieselbe Freiheit (von außen) zusprechen oder zuweisen, sind damit zweifelsfrei kombinierbar. Hier wird jedoch nach Quellen der individuellen Einzigartigkeit und institutionellen Wandels gefragt. Deswegen stehen hier die Facetten einer bedingten oder angeeigneten (vgl. Bieri 2013), bzw. allgemeiner gesprochen, einer tätigen Freiheit im Zentrum.
- 58 Auch Amartya Sen (1977) prägt für die ökonomische Theorie einen commitment-Begriff, der die deliberative und zugleich politische Dimension menschlichen Handelns unter-

Ein commitment zeigt nicht nur die Anliegen an, die Akteure in der Welt haben, sondern es offenbart zugleich etwas über ihre Selbstverständnisse (vgl. Archer 2000, 83; Taylor 1989b, 27 ff.). Ein Beispiel wäre etwa die Wahl zwischen zwei Schulen, die unterschiedliche didaktische Konzepte, inhaltliche Schwerpunkte etc. anbieten. All diese Möglichkeiten sind Fälle einer schwachen Kreativität, in der Menschen für einen kreativen Umgang mit bereits bestehenden institutionellen Arrangements und damit für deren Reorganisation oder Rekonstitution entscheiden. Im Rahmen einer praxeologischen Arbeit sei dem Abschnitt 2.3 bereits vorausgeschickt, dass Formen schwacher Institutionsgestaltung trotz des hier eher dezisionistischen Vokabulars keineswegs reflexiver Natur sein müssen, sondern eine kreative Leistung auch performative Gestalt annehmen kann. Ein vielzitiertes Beispiel performativer Distanzierungen können in den Iterationen gesehen werden, wie sie von Deleuze beschrieben werden. In der Wiederholung von Handlungsvollzügen können Menschen kleinere oder größere Veränderungen vollziehen. Marc Tool (vgl. 1985, 75) führt mit dem Begriff der Diskretion ein sehr ähnliches Konzept ein, das (wirtschaftliches) Handeln als einen Fluss menschlicher Entscheidungen beschreibt, die immer wieder abgewogen und verändert werden können.

b) *Starke Institutionsgestaltung*

Menschen haben die Möglichkeit, die gegebenen Sinnstiftungen zeitweise auszusetzen und sich in vollständig neuen Formen auf die Lebenswelt zu beziehen: „We sometimes put these frameworks aside. We think and act, incongruously and surprisingly, as if they were not for real, as if we had merely pretended to obey them while awaiting an opportunity to defy them“ (Unger 1987a, 4).⁵⁹ Menschen besitzen praktische und imaginative Fähigkeiten, kraft derer sie, wie oben eingeführt, Nichts in Etwas verwandeln können. Kreative Prozesse in diesem Sinne sind keine Entscheidungsprozesse zwischen gegebenen Alternativen. Sie bringen Alternativen erst hervor, die sich zugleich als neue soziale Realitäten manifestieren, sobald sie ‚in die Welt gestellt‘ werden. Am Kern dieser Prozesse sitzt eine freie menschliche Praxis, aus der neue Bezüge hervorgehen können. Zu diesen Bezügen gehören auch die Selbstbezüge, also etwa die Geschichten, die wir über uns selbst erzählen. Sie entbehren einer abschließenden Form oder eines ‚totalen Skriptes‘, sind vielmehr prinzipiell instabil und offen für eine kontinuierliche Reinterpretation – ebenso wie dies auch, jedoch mit steigenden institutionellen Friktionen, für in größeren Gruppen geteilten Sinnstiftungen der Fall ist

streicht. In einem darauf aufbauenden Aufsatz arbeitet er zudem die identitätsstiftenden, bzw. subjektivierenden Aspekte von commitments heraus (vgl. Sen 1985).

59 Der potentielle Charakter dieser menschlichen Fähigkeit ist dabei ernst zu nehmen. Es ist keineswegs gesagt, dass diese Potentiale von einem Menschen in einer bestimmten Situation gewissermaßen immer und automatisch genutzt werden. In dieser Positionierung folge ich Davis in Abgrenzung von Archer, die ein freies Handeln nicht als Möglichkeit, sondern in der anthropologischen Figur des ‚active agent‘ ontologisierend setzt (vgl. Fuller 2013, 120–21).

(vgl. Davis 2011, 209–10). Erst eine Ökonomik, die ihr naturwissenschaftliches Erbe hinter sich lässt, und ein solches Freiheits- und damit verbundenes Ökonomieverständnis ernst nimmt, hat das Potential zu einer „volitional science, a science of the ‚human will in action‘ [cf. Commons 1934a, 100]“ (A. Albert und Ramstad 1997, 885) zu avancieren. Entscheidendes Merkmal einer starken Institutionsgestaltung ist die Hervorbringung des Neuen im Vollzug der Gestaltung, während eine schwache Institutionsgestaltung immer auch im kreativen Prozess noch auf das Gegebene bezogen ist.⁶⁰ Damit dieses genuin Neue jedoch manifest werden kann, muss es sich als lebensweltliches Phänomen (etwa als diskursive Äußerung, als Handlung, etc.) zeigen. In diesem Sinne ist und bleibt also auch eine starke Institutionsgestaltung (als verwirklichter Gestaltungsprozess) bezogen auf die Lebenswelt. Auch wenn ihre Quelle im Nichts liegt, muss sich Institutionsgestaltung als Institutionsgestaltung im Hier und Jetzt manifestieren und ein soziales Resonanzgeschehen auslösen.

Beide Formen der Institutionsgestaltung verbürgen die individuelle Potentialität, sich über seine sozialen Bindungen hinwegzusetzen und neue Beziehungen zur Lebenswelt zu schöpfen. Einzelne Akteure sind nicht nur einzigartig geprägt, sondern können potentiell auch einzigartig prägend wirken (vgl. Archer 2000, 49). Als Gegenbegriff zur *reconstitutive downward causation* hat Hodgson hierfür den Begriff der *reconstitutive upward causation* eingeführt. Seine Wirkungsrichtung läuft im eingeführten Modell von der linken Akteurs-Raute in Richtung der Raute sozialer Strukturen nach rechts (vgl. Abbildung 7). Eine prinzipielle Differenz oder Nicht-Identität von Individuen und sozialen Strukturen, angezeigt durch die horizontale Lücke, wirft diese Möglichkeit der Institutionsgestaltung überhaupt erst auf. Diese gestalterische Freiheit bleibt jedoch stets bezogen auf und gebunden in der Lebenswelt. Institutioneller Wandel ist ein konkreter lebensweltlicher und insofern erfahrbare Prozess.

Wie bereits oben eingeführt, gehört dem Reich der instituierten Beziehungen und damit auch dem Bereich möglicher Neuschöpfungen von institutionellen Arrangements auch das Selbstverhältnis an. Das Selbstverhältnis ist das Spiegelbild dessen, was als Weltverhältnis ins Leben gestellt wird. Wird also mittels der ihm gegebenen Freiheit ein neues Weltverhältnis entwickelt, so entsteht dabei spiegelbildlich auch ein neues Selbstverhältnis:

„The extent to which these environmental interactions and processes (as aspects of the cultural matrix) are amenable to directed change, is the extent to which the human agent at large, as the producer of culture, is able to fashion his or her own being, identity, and personality. To that degree he or she may become a contributor to and manipulator of the conditions which produce various beliefs and behaviors, attitudes and motivations.“ (Tool 1985, 54)

In der Realisation des menschlichen Potentials zur Gestaltung zeigt das Individuum zugleich auf eine dritte Weise seine Einzigartigkeit an. Das durch ihn oder sie kreierte neue Verhältnis zur Lebenswelt wirft seinen Schatten auf den Akteur der Kreation

60 Die gleiche Unterscheidung findet sich bei Castoriadis (1997, 371) zwischen Wandlungen von first-order institutions (stark) und second-order institutions (schwach).

zurück. Das einzigartige neue Weltverhältnis zeigt einen einzigartigen Menschen an. Institutionsgestaltung ist, so gedacht, immer zugleich Selbstgestaltung:

„In short, we are who we are because of what we care about: in delineating our ultimate concerns and accommodating our subordinate ones, we also define ourselves. We give a shape to our lives, which constitutes our internal personal integrity, and this pattern is recognisable by others as our concrete singularity.“ (Archer 2000, 10)

Wie bereits in Bezug zum Körper-Selbst hervorgehoben, zeigt und entwickelt sich das freie Selbst immer in Bezug und in Abhängigkeit zur Lebenswelt. Die Einzigartigkeit des Selbstes ist ohne das Nicht-Selbst namens Lebenswelt nicht etablierbar. Positiv formuliert: Das Selbst entwickelt seinen einzigartigen Umgang in Bezug auf etwas, das ihm voraus geht und es übersteigt. Und auch das einzigartige Produkt dieser kreativen Bezugnahme – die neue Institution – ist ab dem Moment ihrer Realisierung lebensweltlich gebunden. Selbst und Institution entspringen ein- und demselben tätigen Prozess und beide Seiten weiten die Möglichkeiten menschlicher Bezugnahmen auf die Lebenswelt aus. Sie verschieben die Grenzen des Denk-, Sag- und Machbaren und tragen somit zur Fülle institutioneller Realitäten und Potentialitäten bei – ohne aber damit der Lebenswelt ein Stück ‚näher‘ gekommen zu sein. Die Lebenswelt ist und bleibt uneinholbar, ungeachtet der Fülle menschlicher Sinnstiftungen.

Wie stellt sich dieses individuelle Gestaltungsgeschehen vom sozialen Pol her gesehen dar? Institutionelle Arrangements, die den Gestaltungsimpulsen von Individuen oder aber Gruppen gegenüber eher durchlässig sind, nennt Hodgson *agent sensitive institutions*. Der Grad dieser Sensitivität oder Durchlässigkeit individueller Potentialität ist abermals als Spektrum zu denken: von sehr rigiden institutionellen Settings, die die Gestaltungskraft der Akteure mit allen Mitteln unterbinden, bis hin zu solchen Institutionen, die ohne die Gestaltungen einzelner Akteure überhaupt nicht bestehen können. Für die Demarkation einer *agent sensitive institution* entscheidend wäre, dass diese Art von Institutionen eine Rekonfiguration durch die Vorstellungen, Normen und Werte der Individuen erfahren, die sie im tätigen Prozess mitunter eben erst entwickeln:

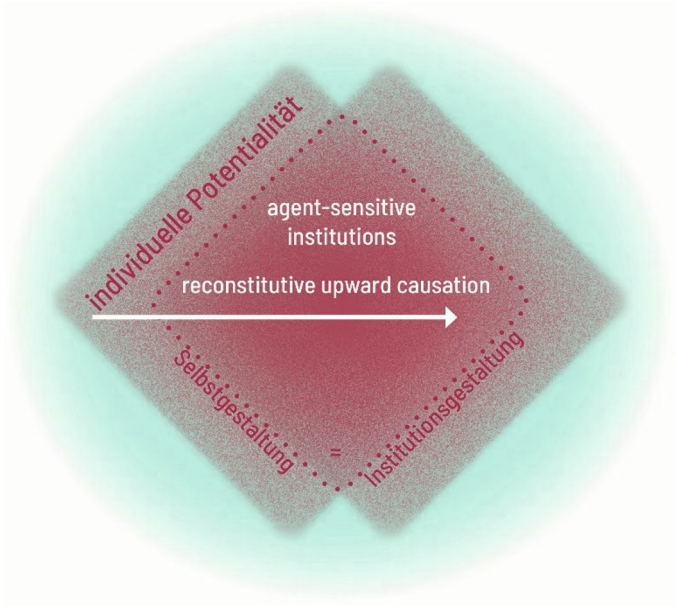
„An *agent sensitive institution* is one in which the reigning [...] conventions can be significantly altered if the preferences or dispositions of some agents are“ (Hodgson 2006, 16; zitiert nach Fleetwood 2008a, 192; vgl. auch Spong 2019, 13; Hodgson 2004, 438)

Durch die performative Veränderung, ein Rearrangement oder aber auch durch die Neuschöpfung von möglichen Sinnhorizonten können Akteure das institutionelle Gefüge einer konkreten lebensweltlichen Situation rekonfigurieren. Nicht selten finden solche Prozesse gerade dann statt, wenn etablierte Institutionen nicht mehr dabei helfen, ein gelingendes Verhältnis zur Lebenswelt aufzubauen (vgl. Fleetwood 2008a, 198; Tool 1985, 172). Sozialer Wandel geht in diesem Fall von Individuen oder Gruppen aus, die sich durch eine problematisch gewordene Beziehung zur Lebenswelt, etwa in Form von Umweltveränderungen, von Feindseligkeiten oder Dysfunktionalitäten aufmachen, neue Institutionen zu arrangieren oder zu entwerfen. Am Kern des hier etablierten Verständnisses von Institutionsgestaltung steht die mensch-

liche Fähigkeit, neue Institutionen praktisch ins Leben zu stellen (vgl. Scott 2001, 60).

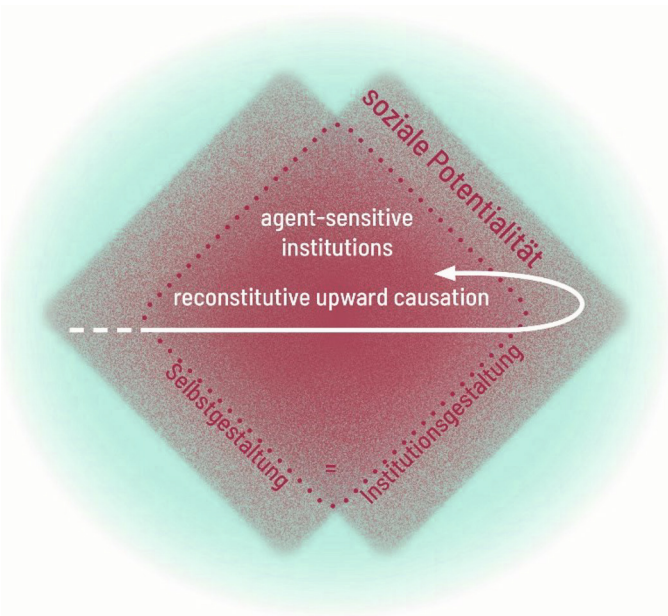
Es sei in Abgrenzung etwa zu Archer oder Tool (vgl. Tool 1985, 74–75, 173) betont, dass Institutionsgestaltung in dieser Arbeit auch kleinste und unbewusste Veränderungen des institutionellen Gefüges umfassen, die sich in den alltäglichen Praktiken lebender Menschen manifestieren. Auch sie haben gestaltgebenden Charakter. Wie bei Institutionalisierungen ist also auch bei Institutionsgestaltungen nicht notwendigerweise ein bewusstes Zielbild vonnöten, um realisiert zu werden. Darin wird der Primat des Diskurses und der Sprache gebrochen, wie er etwa auch in den Praxis-Konzeptionen im Anschluss an Schütz noch Bestand hatte (vgl. Unterabschnitt 2.3).

Abbildung 7: Selbst- und Institutionsgestaltung aus der individuellen Potentialität heraus



Quelle: eigene Darstellung

Abbildung 8: Selbst- und Institutionsgestaltung aus der sozialen Potentialität heraus



Quelle: eigene Darstellung

2.2.7 Soziale Potentialität

Kommen wir abschließend noch auf die sozialen Potentiale einer Institutionsgestaltung zu sprechen. Wenngleich hier eine starke Individualität entwickelt und vertreten wird, ist der kreative Prozess nicht einem ‚genuinen Innenleben‘ eines Individuums vorbehalten. Im Gegenteil nimmt das Potential institutioneller Vielfalt und damit auch institutionellen Wandels gerade in der Begegnung immer schon einzigartiger Menschen rapide zu. Ohne diese Begegnung konkreter Menschen wird das Potential aber nicht zu bergen sein. Die *Realisierung* der im folgenden angeführten Potentiale ist immer von den Praktiken lebender Akteure abhängig. Institutionen können keine Institutionen verändern.⁶¹ Institutionen müssen die Lebenswelt nicht ausdeuten, Menschen hingegen schon. Als Produkte menschlicher Sinnstiftungsprozesse sind Institutionen und damit auch Prozesse des institutionellen Wandels auf die Anwesenheit und sinnstiftende Aktivität von konkreten Menschen angewiesen: „[The] error is to regard institutions or social structures as if they were just things, independent of social agency“ (Hodgson 2002, 173). Deswegen muss eine Institutionsgestaltung über soziale Potentialitäten immer einen Umweg nehmen: Sie kann ohne den Ursprung in und die Realisierung durch die Akteure nicht realisiert werden (vgl. Abbildung 8 und Fußnote 63).

Ich habe oben bereits den Gedanken eingeführt, dass noch das kreativste Individuum seine Schöpfungen immer in einer lebensweltlichen Bezugnahme, also in der Beziehung zu etwas zu ihm Nicht-Identischem unternimmt. Das kreative Potential dieser Differenzbeziehung lässt sich auch auf die Differenzbeziehungen im sozialen Geschehen übertragen. Im Zusammenwirken von Menschen treffen immer unterschiedliche Prägungen, Routinen und Vorstellungen aufeinander. In ihrer spezifischen Bezugnahme aufeinander und auf die Lebenswelt verbinden sich diese Differenzen, etwa in Form eines Dialoges oder eines Krieges.⁶² In ihrer Bezugnahme treffen sich immer auch institutionalisierte Verfahren und aus diesem Aufeinandertreffen können neue Institutionen hervorgehen, die als solche nicht auf die in die Situation ‚mitgebrachten‘ Institutionen reduzierbar sind.⁶³ Aus der sozialen Interaktion entsteht etwas Neues. So schreibt Bernhard Waldenfels am Beispiel des Dialoges:

-
- 61 Das gilt auch für vermeintlich autonome Maschinen, wie bspw. Roboter oder Algorithmen. Institutionelle Veränderung, wie sie hier eingeführt wurde, ist eine Veränderung in der menschlichen Bezugnahme auf die Lebenswelt. Menschen können nicht existieren, ohne diese Bezugnahme zu realisieren, Maschinen hingegen schon. Sie können vom Menschen ausgeschaltet werden, ohne dadurch aufzuhören, Maschinen zu sein.
- 62 Husserl nennt die Interaktion von Selbst und Nicht-Selbst „Widerstreitseinheit“ (Hua XIV, 413) (vgl. Saito 1991, 26).
- 63 Damit taucht auch die Frage nach dem eigentlichen ‚Akteur‘ dieser sozialen Innovation auf. Wenn diese nicht auf die individuelle Einzigartigkeit, sondern auf die Einzigartigkeit der sozialen Konstellation zurückzuführen ist, dann entspringt sie einem Schnittbereich mehrerer Akteure. Soziale Potentialität auf ‚den‘ Akteur im Singular zurückführen zu wollen ist damit ein Ding der Unmöglichkeit, wohlgermerkt unabhängig vom Grad des Bewusstseins der wechselseitigen Bezugnahme: „The co-existence with the transcendental others which is confirmed definitely by Husserl should be regarded as pre-egoistic. It is

„Berücksichtigen wir die Möglichkeit, dass im Antworten nicht bloß ein bereits existierender Sinn wiedergegeben, weitergegeben oder vervollständigt wird, sondern dass Sinn im Antworten selbst entsteht, so stoßen wir auf das Paradox einer kreativen Antwort, in der wir geben, was wir nicht haben“ (Waldenfels 1997, 53; zit. nach Svetlova 2008, 155)

Diese Form sozialer Potentialität ist *als Potential* wohl in jeder sozialen Situation anwesend, also auch im Kontext von *agent-insensitive institutions*. Auch hier sind bspw. Fremdheitserfahrungen möglich, die irritieren oder verunsichern. Diese Potentialität mag mit Sicherheit größere Wirkungen und Veränderungen des institutionellen Settings erwirken, wenn sie von den Akteuren mit individuellen Potentialen kombiniert wird. In dem Fall lassen sich Menschen ganz bewusst auf das Fremde ein, um neue Bezugnahmen auf die Lebenswelt zu erkunden und zu entwickeln: „Das Fremde als radikaler Bruch, als Unsinn wird nicht mehr ausgeschlossen (ignoriert), sondern als produktiver und konstitutiver Bestandteil des Sinnprozesses erkannt“ (Svetlova 2008, 152). Jede Begegnung mit dem Fremden bringt neue Potentiale der lebensweltlichen Bezugnahme, die sich in einer zufälligen Überlappung oder Mischung, oder aber in einer deliberativen Ko-Kreation (vgl. Voorberg, Bekkers, und Tummers 2015) entfalten können. Genau diese institutionelle Vielfalt in der Fremdheitserfahrung ist von Hodgson angesprochen, wenn er die Unterscheidung von sozialen Strukturen und Akteuren wie folgt präzisiert:

„[T]he differentiation of structure from agent is valid if structure is seen as external to any given individual, but not if it is regarded as external to *all* individuals. Structure does not exist apart from all individuals, but it may exist apart from any given individual.“ (Hodgson 2004, 36)

Wie auch im Bereich der individuellen Potentiale werden die Grenzen der institutionalisierten Bezugnahmen in der sozialen Interaktion somit erweitert – ohne aber die Lebenswelt dadurch in einem prinzipiellen Sinne näher zu kommen oder gar einzuholen. Es seien hier in der gebotenen Kürze noch drei Felder oder Quellen von Fremdheitserfahrungen und damit von sozialer Potentialität benannt:

a) *Verschiebung im Raum*

„Die Fremde“ ist im deutschen Sprachgebrauch nahe „der Ferne“. Darin ist ein positives Verhältnis der Verschiebung im Raum und Fremdheitserfahrungen angedeutet. Andernorts können ungewohnte Bezugnahmen fremder Menschen auf unbekannte lebensweltliche Situationen wahrgenommen werden.

precisely because I and others in the transcendental sense co-exist at the pre-reflective level, that this co-existence is recognized, by reflection, as the intentional unity or intentional interpenetration in the reflected I“ (Saito 1991, 25). Genau aus diesem Umstand begründet sich der bisweilen irritierende Umweg, der Institutionsgestaltung über den sozialen Pol bedeutet und in der hier vorgeschlagenen grafischen Repräsentation durch einen gebogenen Pfeil dargestellt wird. Ohne Akteure (linke Raute) ist diese Potentialität nicht zu bergen. Sie müssen jedoch (zeitweise) das für sie Etablierte verlassen oder es von der Warte eines Anderen aus relativieren, um schließlich in einem erweiterten Feld institutioneller Möglichkeiten zu landen.

Das klassische Beispiel wäre dasjenige der Reise in ein bislang unbekanntes Land. Der sich dann mitunter einstellende ‚Kulturschock‘ ist Ausdruck von Irritationen, die solche Erfahrungen des Fremden auslösen können (vgl. Spong 2019, 14).

b) *Verschiebung in der Zeit*

Die Wahrnehmung seines momentanen Standpunktes im raum-zeitlichen Geschehen als einer, der vorher bereits von jemand anderem eingenommen und später womöglich abermals von jemand anderem eingenommen werden wird, verweist bereits in der räumlichen Dimension auf die soziale Potentialität, die dem gleichen Standpunkt zu einem anderen Zeitpunkt innewohnt. Wer mag hier wohl schon gestanden haben, wie mag sich dem- oder derjenigen der Ort wohl dargeboten haben? Welche Unterschiede und Entwicklungen mag der spezifische Ort seitdem durchgemacht haben? Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, oder aber die Imagination möglicher Zukünfte bildet ebenfalls eine Quelle der Fremdheitserfahrung, in der das Gewohnte und Etablierte relativiert wird. Die kulturgeschichtliche Auseinandersetzung, etwa mit den etablierten Institutionen in lebensweltlichen Situationen der Vergangenheit, birgt eine große Fülle sozialer Potentialität. Diese kann jedoch nur gehoben und gewissermaßen aktualisiert werden, wenn Sie in eine lebendige Beziehung zum Gegenwärtigen gebracht wird: „Sinnstiftung bedeutet, Bezüge zwischen dem Alten und dem Neuen herzustellen“ (Svetlova 2008, 139).

c) *Materialisierte Institutionen: Artefakte*

Eine weitere Quelle sozialer Potentialität bilden die Artefakte, also die materiellen Manifestationen etablierter Umgangsformen mit der Lebenswelt. Technische Gerätschaften, Kleidungsstücke oder Gebäude als Beispiele solcher Artefakte haben für die etablierten Institutionen einer Gruppe oder Gesellschaft – als Teile derselben – einerseits eine stützende Funktion. So werden etwa in einer Legebatterie nur sehr bestimmte Formen der Hühnerhaltung realisiert werden können. Ihre schiere Existenz begünstigt die durch sie vorgesehenen Praktiken – und macht andere zumindest unwahrscheinlicher. Artefakte sind aber, andererseits, nicht einfach nur da, sondern besitzen potentiellen Verweisungscharakter auf andere mögliche Bezugnahmen auf die Lebenswelt (vgl. dazu grundlegend Knorr-Cetina 1997; sowie beispielhaft in der Finanzmarktsoziologie Knorr-Cetina und Bruegger 2000). Dabei spielt es streng genommen keine Rolle, ob die Entstehungszusammenhänge derselben ‚richtig‘ oder historisch angemessen erkannt werden. Für die Dynamik institutionellen Wandels ist entscheidend, dass sie sich von den etablierten Institutionen und deren artifizierter Materialisierung unterscheiden. Wandel entsteht somit, wie auch im Falle der räumlichen oder zeitlichen Differenzenerfahrung nicht als die (möglichst originalgetreue) Kopie der Andersartigkeit, sondern durch die Verbindung, durch die Bezugnahme von Bekanntem und Unbekanntem (vgl. Karnøe 1997, 427).

2.2.8 Synopsis: Institutionalisierungen als offene Prozesse

Wer prägt nun eigentlich wen? Werden soziale Strukturen durch Menschen geprägt oder Menschen durch soziale Strukturen? Wie aus dem bislang gesagten bereits hervorgegangen sein dürfte, lautet die einfache Antwort: Letzteres ist die *default position* menschlicher Interaktion, ersteres ist immer möglich. Menschen sind sowohl geprägt, wie auch zur Transformation des Prägenden und damit zugleich ihrer selbst fähig (vgl. Davis 2003, 118–19; Spong 2019, 16). In der Realisierung einer *institutional agency können* Menschen etwas anderes zu tun, neue Institutionen hervorbringen oder miteinander kombinieren. Sie müssen es aber nicht. Subjekte sind also nur sozial *vermittelt*, nicht jedoch sozial *determiniert*. Das gilt etwa für Bilder ‚der Wirtschaft‘ oder Diskurse über ‚die Gesellschaft‘: Sie sind niemals *ex ante* determiniert, sondern werden in *demselben* tätigen Prozess von lebenden Menschen hervorgebracht und aktualisiert. Aufgrund dieses prinzipiell un abgeschlossenen Charakters des Geschehens zwischen Mensch und Lebenswelt entsteht ein dynamischer Prozess sozialen Wandels, der immer auch auf die Persönlichkeit der daran beteiligten Akteure ausgreift. Wie gezeigt wurde, ist dabei eine institutionelle Perspektive auf die menschliche Existenz, die Einzigartigkeit und Kreativität erlaubt, nicht nur möglich, sondern auch geboten, wenn reale Phänomene institutionellen Wandels erklärbar werden sollen (vgl. Unger 1987a, 12). Ein solcher Wandel ist ohne die Interaktion lebender Menschen durch die Dimensionen individueller oder sozialer Potentialitäten hindurch nicht zu haben.

Dieser lebensweltlich situierte Prozess sozialen Werdens ist der Hauptgegenstand von Sozialwissenschaftler:innen, so auch von Ökonom:innen. Weder der methodologische Individualismus noch der methodologische Holismus versetzt sie in die Lage, ihrem Gegenstand gerecht zu werden:

„It is simply arbitrary to stop at one particular stage in the explanation and say ‚it is all reducible to individuals‘ just as much as to say it is ‚all social and institutional‘. The key point is that in this infinite regress, neither individual nor institutional factors have legitimate explanatory primacy.“ (Hodgson 2004, 19; vgl. auch 2010, 14; 2004, 38; 1988, 139; 2003, 172; Winzler 2019b, 434; Wrenn 2015, 1232)⁶⁴

Wenngleich damit ein konzeptuelles Feld der Möglichkeiten sozialer Realität eröffnet ist, kann so noch nichts über eine konkrete Situation gesagt werden. Dies muss Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analyse sein. Ob ein Individuum oder eine Gruppe sich von institutionellen Arrangements befreit, bzw. an andere anschließt oder neue aufs Geratewohl entwickelt, das muss für jedes Phänomen aufs Neue untersucht werden. Nur so lässt sich der Anspruch wahren, einem Untersuchungsgegenstand gerecht zu werden, und nur so kann ans Licht gebracht werden, welche spezifischen Institutionen von spezifischen Individuen oder Gruppen gelebt werden und welche nicht. Nicht selten liegt die erfahrbare Realität in den Graubereichen und

64 Vgl. in dem Zusammenhang die Zusammenführung zahlreicher empirischer Beispiele von Spong (2019, 11) und die methodologische Grundpositionierung von Winzler (2019b, 434), der seine Forschung im gleichen Gegenstandsbereich, wie dem hier vorliegenden, realisiert.

Überlappungen – weitab der Extreme, die von methodologischen Individualist:innen oder Holist:innen *ex ante* immer schon vorausgesetzt werden. Subjektivierungen und Selbstgestaltungen einerseits und Institutionalisierungen oder Institutionsgestaltungen andererseits sind von der Wissenschaftlerin im Sinne eines gegenstandsorientierten Erkenntnisinteresses als prinzipiell offene Prozesse menschlicher Interaktionen zu respektieren.

2.3 PRAXIS, REFLEXION UND DIE VERTIKALE LÜCKE

In den beiden vorangegangenen Abschnitten wurde zunächst die menschliche Bezo-genheit auf die Lebenswelt und deren Realisierung mittels Sinnstiftungen eingeführt. Sodann wurde mithilfe des Konzeptes der institutional agency ein soziales Spannungsfeld dieses Geschehens aufgemacht und damit ein konzeptueller Rahmen für die Frage aufgespannt, ‚Wer?‘ denn eigentlich Sinn stiftet. Im nun folgenden Abschnitt soll dieses horizontale Spannungsfeld schließlich noch um ein weiteres Spannungsfeld erweitert werden: Wir wenden uns nun dem ‚Wie?‘, also dem *modus operandi* von Sinnstiftungsprozessen zu und werden in diesem Zusammenhang eine vertikale Lücke identifizieren. Um uns dieser Lücke zu nähern, sollen zunächst mit Alfred Schütz die zwei Pole benannt werden, zwischen denen sie sich auftut. Schütz führt zwei wesentliche Modi sozialer Sinnstiftung ein:

„Our daily life [...] is a permanent oscillating between contemplative and practical attitudes, between interpreting the surrounding world and practical reaction to it, between deliberating and planning and the execution of these plans. And in great crises of our lives we sit down and analyze our problems as objectively and theoretically as possible. ‚We stop and think‘, as Dewey put it.“ (A. Schütz 1996, 43)

Auf der einen Seite besitzt unser alltäglicher Umgang mit der Lebenswelt *Vollzugscharakter*. Wir handeln in und mit Bezug auf dasjenige, was sich uns als Lebenswelt darbietet in vollkommener Selbstverständlichkeit; gehen mit den Dingen und Menschen, mit den lebensweltlichen Phänomenen ganz einfach um. Für diesen Modus werde ich gleich den Begriff der (sozialen) Praxis einführen. Er markiert die nicht-hintergehbare Existenzweise des lebensweltlich situierten Menschen. Auf der anderen Seite eröffnet sich durch das, was Schütz Kontemplation bezeichnet, ein davon scharf zu trennender Modus menschlicher Sinnstiftungen. Menschen können sich dazu entscheiden, den vermeintlich gedankenlosen Vollzug zu unterbrechen und ihn zum Gegenstand einer Reflexion werden lassen.⁶⁵ Diese Vergegenständlichung des Vollzugsprozesses in der Reflexion zeitigen immer auch tiefgreifende Auswirkungen auf den oder die tätigen Akteure und deren Selbstverständnisse. Und sie verändern das primär praktische Weltverhältnis in ein stärker reflektiertes oder ‚theoretisches‘.⁶⁶

65 Wie wir sehen werden, kann ein solcher kontemplativer Modus auch ohne Bezugnahme auf einen lebensweltlichen Vollzug aufgebaut werden. Das ist der Weg, den die Wirtschaftswissenschaften vor 150 Jahren eingeschlagen haben (vgl. dazu Fußnote 81).

66 Tatsächlich kann die hier mit Bezug auf die Phänomenologie eingeführte Unterscheidung bis zu dem aristotelischen Begriffspaar ‚praxis‘ und ‚theoria‘ zurück verfolgt werden (vgl.

Menschliche Sinnstiftungen oszillieren zwischen diesen beiden Extremen, bewegen sich in den meisten empirischen Fällen vermutlich in den überlappenden Zwischenbereichen. Diese lassen sich nach dem Reflexionsgrad gelebter Praxis einordnen und auch idealtypisch schichten. Bevor dafür – in aller Vorsicht – ein Modell vorgeschlagen wird, soll jedoch zunächst die Praxis als die primordiale (d.i. ursprüngliche) Existenzweise des Menschen in der Welt sowie die mit dem Modus der Reflexion einhergehenden Brechungen und Dynamiken eingeführt werden.

2.3.1 Praxis

Im Abschnitt 2.1 wurde die menschliche Existenz als eine relationale eingeführt, insofern als dass sie sich unweigerlich immer auf eine erfahrbare Lebenswelt bezieht. Sie wurde zugleich als eine prozesshafte, niemals abgeschlossene interpretiert, insofern als dass die sinnhaften oder sinnsuchenden Bezugnahmen auf die Lebenswelt Zeit eines Lebens immer andauern und im kontinuierlichen Wandel begriffen sind. Genau diese grundlegenden Aspekte der menschlichen Existenz lassen sich mit dem Begriff der *Praxis* fassen:

„Das griech. Wort <praxis> (πράξις [π.]) und sämtliche zu ihm gehörigen Nebenformen gehen etymologisch zurück auf *περα* (darüber hinaus, weiter, länger, jenseits). Aus einer schwundstufigen Nebenform *πρα-* ist durch *κ*-Erweiterung *πρήσσω/πράττω* (ionisch: ich durchfahre bzw. attisch: ich vollstrecke, vollführe, verrichte, tue) entstanden.“ (Kleger 2019, 1278)

Der griechische Praxis-Begriff, das zeigen auch seine nun folgenden Nebenformen, hat einen elementaren Verweisungscharakter: Praxis *bezieht* sich immer auf *eine* Wirklichkeit (πράξις), die nur im Singular besteht. Diese Wirklichkeit wurde hier als Lebenswelt eingeführt. Praxis meint mithin eine Erfahrung (πειρα) oder eine Verfahrensweise (πρακτική) mit und in dieser Wirklichkeit. Praxis kann somit als vollzughafte, tätige Bezugnahme auf die Lebenswelt interpretiert werden, sie ist der *modus operandi* menschlicher Sinnstiftungen. Die menschliche Praxis, das ist damit implizit angedeutet, ist zugleich diejenige Existenzform, die allen anderen möglichen Bezugnahmen auf die Lebenswelt vorausgeht. Das menschliche Leben ist „urpraktisch“ (Hua XV, 328). Nichts kann vom Menschen ‚außerhalb‘ der Praxis realisiert werden. Alle menschliche Bezugnahmen auf die Lebenswelt sind Praxis. Dieser umfassende Aspekt wird bereits durch die griechische Wurzel des Praxisbegriffes angedeutet:

„*theoria* is one of the best forms of *praxis*‘. [EN: Aristotle, Pol. 1325b 21 f., Eth. Nic. 1177a 20] Therefore, it may not be too much to say that Aristotle did not have the strict distinction between ‚theory‘ and ‚practice‘ in the modern sense“ (Saito 1991, 18; vgl. Depraz 2000, 97)

Ein noch so abstraktes und vermeintlich zurückgezogenes Kontemplieren stellt sich als eine Form der Praxis da: „Auch eine Praxis, die ihren ‚Praxischarakter‘ leugnet, bleibt eine Praxis. [...] Der ‚Zusammenhang der Zusammenhangslosigkeit‘ ist immer

Bernstein 1971, xiii ff.). Husserls analoge Begriffe wären „Strömen“ und „Zeitigung“ (Hua XV, 350).

noch ein Zusammenhang“ (Jaeggi 2018, 359).⁶⁷ So sitzt etwa auch der Elfenbeinturm-Wissenschaftler immerhin noch im Elfenbeinturm. Er muss sich ernähren und bewegen, um seine Tätigkeit fortzusetzen, wurde geboren und großgezogen. Auch seine Praxis der permanenten Distanzierung ist und bleibt eine lebensweltlich situierte. Eine reflektierte Reflexion (bspw. in der Form einer selbst-reflexiven Wissenschaft) weiß um diese praktischen Hintergründe oder Ursprünge ihrer selbst, ohne aber in diesem Wissen (als Verb) den Modus der Praxis aufgeben zu können. Den Verlust einer solchen Vollzugswachheit mahnt Husserl an, wenn er den modernen Wissenschaften eine Krise durch den Verlust der Lebenswelt attestiert, wie sie – so ließe sich ergänzen – von postmodernen Mentalismen oder Textualismen fortgeschrieben wurde (vgl. Reckwitz 2003, 288).

Bringt man diese grundlegenden Gedanken zum Praxisbegriff mit dem in Abschnitt 2.2 Eingeführten in Verbindung, so ließe er sich konsequenterweise zum Konzept *sozialer Praxis* ausweiten und in Anschluss an die Tradition von sozialwissenschaftlichen Praxistheorien (vgl. Reckwitz 2003) zugleich spezifizieren. Bezugnahmen auf die Lebenswelt sind dann immer *sowohl* praktisch *als auch* sozial in dem Sinne, als dass sie auf kollektiven Routinen und Wissensbeständen aufbauen, diese *in actu* reproduzieren oder innovieren. Einem solchen Verständnis nach sind Handlungen

„eingebettet [...] in eine umfassendere, sozial geteilte und durch ein implizites, methodisches und interpretatives Wissen zusammengehaltene Praktik als ein typisiertes, routinisiertes und sozial ‚verstehbares‘ Bündel von Aktivitäten. Das Soziale ist hier [...] in der Kollektivität von Verhaltensweisen [zu suchen], die durch ein spezifisches ‚praktisches Können‘ zusammengehalten werden“ (Reckwitz 2003, 289)

Fern davon, individualistische Exzesse des Geistes zu markieren, sind Sinnstiftungen damit kollektive Prozesse, die immer lebensweltlich situiert und performativ, damit zugleich *materiell* (vgl. Reckwitz 2003, 290–91) verfasst sind: Sie finden hier und jetzt statt, werden von diesen oder jenen Akteuren realisiert. Mit dem Grad und Inhalt ihrer impliziten Logiken (vgl. Reckwitz 2003, 291–94), bzw. ihrer Routiniertheit und Unberechenbarkeit (vgl. Reckwitz 2003, 294–96) verweisen Theorien sozialer Praktiken weiterhin auf das nunmehr einzuführende vertikale Spannungsfeld menschlicher Sinnstiftungen.

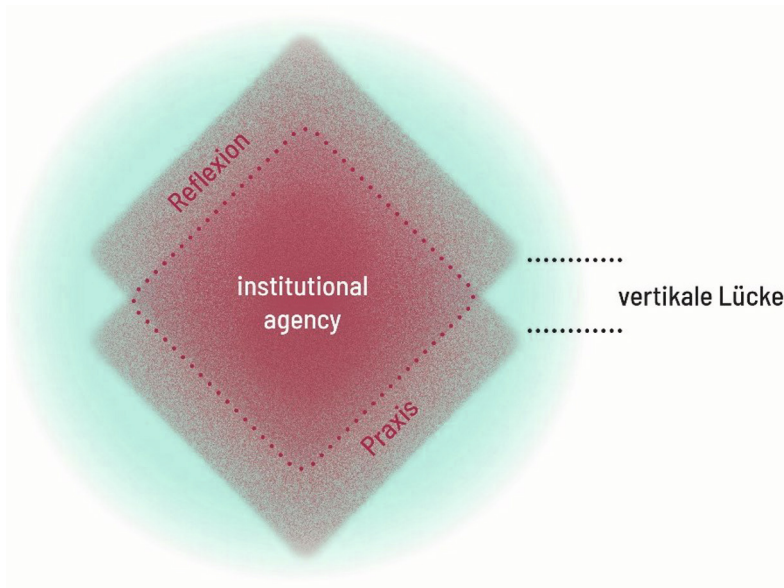
2.3.2 Reflexion

Wenn alle menschlichen Regungen Praxis sind, wie lassen sich soziale Phänomene dann überhaupt differenziert untersuchen und unterscheiden? Allein schon die Fragestellung formulieren zu können setzt diejenige Fähigkeit des Menschen voraus, die es

67 Das heißt auch, dass alle später einzuführenden Praxisformen immer auch den Vollzugscharakter des hier etablierten Praxis-Begriffes tragen. Ein solcher Primat der Praxis wird auch von Institutionenökonom:innen geteilt, oftmals jedoch durch seine Identifizierung mit dem habit-Begriff zugleich auf *eine* bestimmte Form der Praxis eingeschränkt (vgl. etwa Hodgson 2002, 171; 2003, 166; 2010, 6). Diese Einschränkung wird durch eine Differenzierung verschiedener Praxisformen hier nicht geteilt.

nummehr zu durchleuchten gilt. Menschen stiften in Bezug auf die Lebenswelt nicht nur ununterbrochen Sinn, sondern können diese ihre sinnstiftende Praxis zum Gegenstand von Reflexion werden lassen. Wie bereits der Begriff andeutet, wird in der Reflexion etwas widergespiegelt, zurückgeworfen. Damit ist nicht mehr (aber auch nicht weniger) gesagt, als dass Menschen ihren eigenen Handlungsvollzug – und sei es ein reflexiver – zum Gegenstand des Denkens machen können. Dadurch, dass die Reflexion aber selbst immer auch eine Praxis ist, wird während ihres Vollzuges nicht nur etwas bereits Geschehenes bedacht, sondern auch etwas Neues hervorgebracht. Diese allein schon vom Vollzugsprozess her entstehende Kreativität der Reflexion führt dazu, dass die in der Reflexion gewonnenen Gedanken, die entwickelte Sprache, die erzeugten Bilder niemals mit der Praxis Schritt halten können. Die Reflexion ist *als Reflexion* immer spät. In ihrem Vollzug schafft sie neue mögliche Gegenstände der Reflexion, die als solche nicht intendiert waren. Darin zeigt sich abermals der im strengen Sinne zwecklose, deswegen aber nicht minder kreative Charakter der Praxis. Die prinzipielle Differenz zwischen Praxis und Reflexion und die durch diese Differenz etablierte Dynamik der menschlichen Bezugnahme nenne ich die vertikale Lücke (vgl. Abbildung 9).

Abbildung 9: Prinzipielle Differenz zwischen Reflexion und Praxis im *modus operandi* menschlicher Bezugnahmen auf die Lebenswelt



Quelle: eigene Darstellung

Das zentrale Konzept der *institutional agency* erweist sich in dem Zusammenhang auch auf der vertikalen Achse als brauchbar, weil es Praxis als unhintergebar *modus operandi* der menschlichen Bezugnahmen auf die Lebenswelt anzeigt (...*agency*) und gleichzeitig auf mehr oder weniger reflektierte Regelsysteme verweist, die das Spektrum potenzieller Praktiken eingrenzen (*institutional...*). Die vertikale Achse, dies wurde mit Bezug auf sozialwissenschaftliche Praxistheorien

bereits im vorangegangenen Unterabschnitt verdeutlicht, kreuzt sich dabei mit den Spannungen auf der horizontalen Achse. Unabhängig vom Grad ihrer Reflexion sind Praktiken immer auch sozial – selbst dann, wenn sich der Genius zurückzieht und radikale Innovationen schöpft: „So wie es keine private Sprache gibt, gibt es keine private Praxis“ (Svetlova 2008, 110; vgl. auch Jaeggi 2018, 347–48).⁶⁸ Gleichwohl, das werden die beiden folgenden Unterabschnitte zeigen, nehmen die Potenziale zur sozialen Durchsetzung von sozialen Praktiken zur Mitte des Schaubildes hin zu.

Reflexion kann – wie alle Praxisformen – unterschiedlichste Formen oder Medialitäten annehmen. In der westlichen Geistesgeschichte ist die Sprache das am häufigsten thematisierte Medium, mit dessen Hilfe Selbst- und Weltverhältnisse reflektiert und neu betrachtet werden (können). Methodisch drückt sich dieser Umstand etwa in einer ausgeprägten Diskurs- oder Narrationsforschung aus (vgl. Morgan und Wise 2017), die sich auch mit Bezug auf narrative Sinnstiftungsprozesse in der Wirtschaftspraxis oder den Wirtschaftswissenschaften finden lässt (vgl. Klammer, McCloskey, und Solow 1989; McCloskey 1998; Maeße 2013; Roos und Reccius 2021). Entscheidend ist hier, dass Narrationen nicht zu ‚genuin‘ ökonomischen Phänomenen gleichsam ‚hinzu‘ kommen, wie es etwa Shiller (2019) anlegt, sondern ‚Wirtschaft‘ die narrative Sinnstiftung *ist* (nebst anderen Formen der Sinnstiftung). Ein solches Verständnis unterläuft damit die Vorstellung ‚genuiner‘, ‚richtiger‘ oder ‚eigentlicher‘ ökonomischer Praktiken. Sie sind vielmehr diejenigen, die in sozialer Resonanz als solche bezeichnet werden (können).

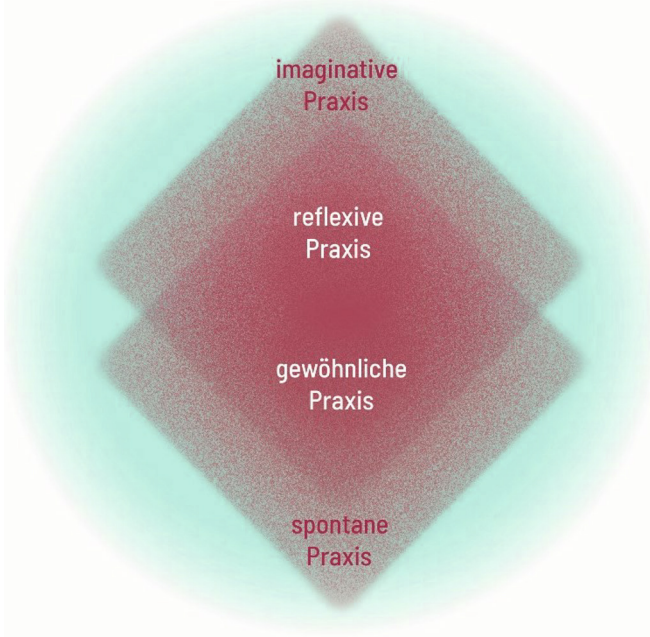
68 Genau an diesem Punkt greift die sog. ‚Praxeologie‘ Ludwig von Mises’ zu kurz. Sie hat mit dreierlei grundlegenden Problemen zu kämpfen: Zum einen ist sie radikal individualistisch, insofern als dass alle Handlungsmotive dem Individuum entspringen, „thinking is always a manifestation of individuals“ (von Mises 1998, 178). Sie hat insofern mit den in Unterabschnitt 2.2.1 diskutierten Problemen des methodologischen Individualismus zu kämpfen. Weiterhin denkt sie diese Motive ausschließlich auf der Ebene dessen, was später als reflexive Praxis eingeführt werden wird. Motive sind expliziter Natur, Individuen sind sich ihrer bewusst. Damit ist es im Rahmen der sog. Praxeologie von Mises’ nicht möglich, andere Praxisformen abzubilden, geschweige denn empirisch zu operationalisieren. Drittens verbleiben Ort und Zeit ökonomischer Praktiken aufgrund des dezidierten Anti-Historismus von Mises’ fundamental unbestimmt. Praxis ist im Denken von Mises’ kein historischer Prozess, sondern das Ergebnis eines imaginierten Entscheidungsverhaltens in einer metaphysischen Simulationswelt mit ‚genau bestimmten Voraussetzungen‘: „Die Theorie des Handelns unterscheidet sich von der nomothetischen Erfahrungswissenschaft dadurch, dass ihre Sätze als Sätze einer apriorischen Theorie unter den von ihnen genau bestimmten Voraussetzungen ausnahmslose Geltung beanspruchen. Sie ist strenge Wissenschaft“ (von Mises 1940, 43). Und weiter: „Die praxeologischen Begriffe sind exakt und können mit voller Exaktheit auf die Wirklichkeit angewendet werden. Doch diese Wirklichkeit ist immer die Wirklichkeit des Handelns, nicht etwa die Wirklichkeit, wie sie sich der naturwissenschaftlichen Betrachtung der Aussenwelt darstellt. Soweit die Praxeologie die Dinge der Aussenwelt betrachtet, betrachtet sie sie im Hinblick auf ihre Beziehung zu menschlichem Unbefriedigtsein“ (von Mises 1940, 63; vgl. auch 2007, 271). Damit eignet sich die sog. ‚Praxeologie‘ von Mises’ nicht zum Studium von lebensweltlichen situierten Praktiken, sondern allenfalls von imaginierten Praktiken in imaginierten Umgebungen, prominenterweise in jener ‚des Marktes‘.

Die Imaginationsforschung, aber auch künstlerische Forschung zeigt mithin auf, dass die Medialität von Reflexionen vielfältiger ist als das gesprochene oder geschriebene Wort. Sprache oder Bilder sind allerdings immer nur Medium und nicht Garant von Reflexion. Wie etwa die kritische Marketingforschung zeigt (vgl. Tadajewski und Maclaran 2009, Bd. II; Tadajewski und Brownlie 2008), können Bilder und Sprache gerade so eingesetzt werden, dass sie Reflexionen verhindern. Hier werden Praktiken nicht Gegenstand des Denkens, sondern einer sprach- oder bildvermittelten Gewöhnung. Bei der Elaboration des nun folgenden Handlungsmodells empfehle ich diese verschiedenen medialen Qualitäten immer mitzudenken. Wie sähe ein spontaner Sprechakt, eine gewöhnliches Sprachverhalten, ein reflexives oder aber ein imaginierendes Sprechen aus, zumal in der sozialen Interaktion (vgl. dazu grundlegend Krämer 2001; sowie Scott 2001, Kap. 4 und dessen Konzept der institutional carriers)?

2.3.3 Ein neues Handlungsmodell

Die Konzeption der Reflexion *als Praxis* verunmöglicht es, menschliche Sinnstiftungen in ‚reine Praxis‘ einerseits und eine ‚reine Reflexion‘ andererseits aufzulösen, die dann *ex post* in ein abstraktes Verhältnis gesetzt werden. Durch die Überlappung von Reflexion und Praxis entsteht vielmehr ein Kontinuum menschlicher Sinnstiftungsmodi, deren primäres Unterscheidungsmerkmal die reflexive Intensität darstellt: Wie stark ist eine Praxis durch Reflexion geprägt?

Abbildung 10: Verschiedene Praxisformen, geschichtet nach Reflexionsgrad



Quelle: eigene Darstellung

Durch eine Schichtung verschiedener Bewusstseinsgrade lassen sich Modelle menschlicher Praxisformen bilden, deren einfachste Form in der Ökonomik wohl in der verhaltenswissenschaftlichen Zweiteilung von System 1 und System 2 vorliegt (vgl. Kahneman 2013, Kap. 1). Die Unterkomplexität dieses und anderer Modelle erlaubt es nicht, den vielschichtigen und ineinandergreifenden Praxisformen gerecht zu werden, wie sie sich empirisch beobachten lassen. Deswegen soll hier in Anschluss an Institutionen- und Praxistheorien ein eigener Vorschlag unterbreitet werden. Das Modell differenziert im Spannungsfeld von Praxis und Reflexion vier verschiedene Ebenen und bietet dabei auch eine Möglichkeit, weitere Triebfedern institutionellen Wandels hervorzuheben, die die bereits in Abschnitt 2.2 herausgearbeiteten ergänzen. Die scharfe Trennung der verschiedenen Praxisformen ist sicherlich eine idealtypische, die den gelebten Praktiken für sich genommen nicht gerecht wird. Das Modell soll nicht abbilden, sondern seinerseits einen Reflexionsraum eröffnen, mit dessen Hilfe gelebte Praktiken der Sinnstiftung besser verstanden werden können. Es reiht sich damit ein in ein wachsendes Forschungsfeld, das eine praxistheoretische Grundlegung in der Auseinandersetzung mit ökonomischen Phänomenen unternimmt (vgl. Svetlova 2008; Beckert 2016; Jaeggi 2018; Knobbe 2020; 2021).

Spontane Praxis

Im Spektrum der verschiedenen Reflexionsgrade von Handlungspraxis erscheint spontane Praxis an jenem Ende der am wenigsten, bzw. überhaupt nicht reflektierten Praxis. Im englischen Sprachgebrauch wurde diese Praxisform bereits früh als *performance* bezeichnet: „As long as we live naively along in the vivid presence of our stream of thought our life is a totality of possible performances of spontaneity“ (A. Schütz 1996, 43–44).⁶⁹ Spontane Praxis hat keinen anderen Sinn außer ihr. Ihr Sinn liegt in der Praxis selbst. Sie bezieht sich auf etwas außerhalb ihrer selbst (Lebenswelt) und diese tätige Bezugnahme ist zugleich die Quelle von Sinn. Die Scheidung von Zwecken und Mitteln ist mit dem durch diese Praxisform angedeuteten Vollzugsgeschehen nicht vereinbar. Sie ist beispielsweise vom (ebenfalls tätigen) Produktionsbegriff zu unterscheiden, der seine Wurzel in der griechischen *poiesis* findet und je nach Reflexionsgrad einer der anderen drei folgenden Praxisformen zuzuweisen wäre. Eine Produktion hat immer einen Zweck außer ihr.⁷⁰ Sie erfolgt auf Grundlage eines *vor* der Produktion bestimmten Planes (*causa formalis*) oder für einen sie bestimmenden, jedoch außer dem Produktionsprozess selbst liegenden, Zweck (*causa finalis*). Gerade für ein mögliches Verständnis des Wirtschaftens i.S. einer spontanen Praxis hat diese Unterscheidung tiefgreifende Auswirkungen:

69 Gleichwohl wird der konzeptionellen Ausgestaltung des Performance-Begriffes als „mere doing“ (A. Schütz 1996, 28, 32) hier nicht gefolgt, weil diese primär auf physiologische Aspekte des menschlichen Handelns abstellt und eher mit dem Instinkt-Begriff gefasst werden könnte (vgl. dazu Fußnote 76). Performance wird hier als spontane und gerade deswegen potentiell kreative, i.S.v. Institutionen-generierende Praxis eingeführt. Auch spontane Praxis hat poetisches Potential.

70 Genau diese Nicht-Intentionalität der Praxis wird sowohl von Schütz (1932; vgl. Bohnsack 2017, 36 ff.), wie auch von Archer (2000, 136), negiert.

„Im Wirtschaften als *praxis* werden Tätigkeiten ausgeübt, die ‚keinen Zweck verfolgen ... und kein Resultat außerhalb ihrer selbst hinterlassen [...], deren volle Bedeutung sich vielmehr im Vollzug selbst erschöpft [...] der Vollzug ist das Bewirkte oder das Werk [...] nicht ein gegenständlich-greifbares Hergestelltes, sondern nur die Tätigkeit in ihrer Aktualität. Diese seine Aktualität liegt jenseits der Zweck-Mittel-Kategorie.“ [H. Arendt: *Vita activa*, 1960 Kohlhammer, S. 201]“ (Svetlova 2008, 190; vgl. auch 2008, 130, 189)⁷¹

Aufgrund dieses radikalen Vollzugscharakters, der (noch) keine Trennung von Zwecken und Mitteln kennt und (noch) nicht durch eine Reflexion gebrochen und gedeutet wurde, ist diese Praxisform eine vor-bewusste und vor-individuelle. Ihr Modus ist ein genuin sozialer, insofern als dass ihre Bezogenheit auf die Lebenswelt immer auch eine Bezogenheit auf andere Menschen impliziert (vgl. Svetlova 2008, 110; vgl. auch Jaeggi 2018, 347–48). Spontane Praxis ist der „vor-ichliche Untergrund“ (Husserl; vgl. Saito 1991, 20), der einem Selbstbewusstsein voraus geht und dieses überhaupt erst ermöglicht: „our continuous sense of self, or self-consciousness, emerges from our practical activity in the world“ (Archer 2000, 3; Hervorhebung L.B.). In der spontanen Praxis wird insofern der cartesianische Dualismus überwunden, als dass der vollzugshafte, prä-reflexive Umgang mit der Lebenswelt den Ausgangspunkt aller menschlichen Bezugnahmen auf dieselbe – also auch den reflexiven – bildet (vgl. Archer 2000, 26). Und dieser Umgang birgt, so unterstreicht Hodgson mit Bezug auf Joas, eine starke körperliche Facette, die keineswegs einer *res cogitans* gegenübersteht, sondern diese überhaupt erst ermöglicht:

„Pragmatist philosophy is now enjoying a revival (Hands 2001, p. 214). One of its leading exponents, Hans Joas (1996, p. 158), succinctly summarized the pragmatist contribution in this area:

„The alternative to a teleological interpretation of action, with its inherent dependence on Cartesian dualisms, is to conceive of perception and cognition not as preceding action but rather as a phase of action by which action is directed and redirected in its situational contexts. According to this alternative view, goal-setting does not take place by an act of intellect *prior* to the actual action, but is instead the result of a reflection on aspirations and tendencies that are pre-reflexive and have *already always* been operative. In this act of reflection, we thematize aspirations which are normally at work without our being actively aware of them. But where exactly are these aspirations located? They are located in our bodies. It is the body’s capabilities, habits and ways of relating to its environment which form the background to all conscious goal-setting, in other words, to our intentionality. Intentionality itself, then, consists in a self-reflective control which we exercise over our current behavior.“

Pragmatism offers a means of overcoming the Cartesian dualism of body and mind, which still pervades the social sciences. Intellect is not regarded as an independent and ungrounded causal

71 Eine wirtschaftswissenschaftliche Auseinandersetzung mit ökonomischer Praxis in diesem Sinne würde ihren Gegenstand damit zugleich in dem Moment verfehlen, wo sie ihr einen Zweck außerhalb der Tätigkeit unterstellte. Zweifelsfrei bildet intentionale (reflektierte) Praxis einen Teil der empirischen Realität, was aber nicht heißt, dass *alle* wirtschaftlichen Tätigkeiten eine solche Praxis sind. Diese Frage kann erst in der direkten Auseinandersetzung mit einem konkreten empirischen Fall bewegt werden.

power, but as an emergent and active property of already-engaged dispositions and unfolding actions.“ (Hodgson 2010, 12; vgl. dieselbe Argumentation mit Bezug auf die phänomenologische Tradition bei Depraz 2000, 106)

Auch wenn ein Selbst-Bewusstsein im spontanen Praxisvollzug in dieser Lesart eine nachgelagerte, emergente Rolle spielt, so wird dieses Vollzugsgeschehen selbstverständlich nur in und durch die Tätigkeiten konkreter lebender Menschen realisiert. Spontane Praxis mag insofern vor-ichlich, sicher aber nicht un- oder über-menschlich sein. Wie auch bei den sozialen Institutionen, die ohne konkrete lebende Menschen nicht realisiert werden können, so verhält es sich auch mit der Praxis (vgl. Reckwitz 2003, 292).

Wenngleich viele, vielleicht ein Großteil unserer alltäglichen Handlungen routinierter oder planvoller Natur sind, so ist es eine unhintergehbare Qualität des Handlungsvollzuges, dass er niemals vollständig in Plänen oder Gewohnheiten aufgeht. So beschreibt etwa Andreas Hetzel als zentrale Facette des Performativen im sozialen Geschehen: „Das Performative steht für eine ursprüngliche, vorbildlose Produktivität, die auf kein Regelsystem abgebildet werden kann‘ und auf nichts Etabliertes zurückgreift. Es ist ein ‚radikaler Sprung in das Andere‘“ (Svetlova 2008, 98). So verstandene Performativität ist somit nicht begleitet oder projiziert von Reflexionen, sondern wird von Menschen einfach im Hier und Jetzt realisiert.⁷² Spontane Praxis ist eine durch und durch *gegenwärtige* Praxisform, die weder durch eine bestimmte Prägung durch Vergangenes (gewöhnliche Praxis), noch durch zukunftsorientiertes Planen (reflexive Praxis) oder ein zeitloses Imaginieren (imaginative Praxis) bestimmt wird.

In ihrer Qualität als unbestimmt produktive ist spontane Praxis zugleich als potentielle Quelle institutionellen Wandels identifiziert. Performativ im strengen Sinne, also prä-reflexiv, können neue Formen des Weltbezuges enacted werden, die bislang nicht bekannt waren. Sobald eine solche neue Praxis realisiert wurde, ist sie ‚in der Welt‘ und damit bereits an sich eine Neuerung. Weiterhin kann sie Anlass zur sozialen Imitation, damit zur beginnenden Institutionalisierung, oder zur reflexiven Auseinandersetzung bieten. *Performance* kann sowohl vom individuellen wie auch vom sozialen Pol her realisiert werden: Das performative, kurzzeitige Verlassen erlernter sozialer Routinen oder gebildeter Intentionen kann von einzelnen Menschen oder aber von sozialen Gruppen hervorgebracht werden (vgl. Svetlova 2008, 106). Die Kreise, die eine solche Realisierung performativer Potentialität zieht, können insofern weit reichen und in Extremfällen gar einen tiefgreifenden institutionellen Wandel lostreten. Ihr Ursprung ist jedenfalls ein Leerer, insofern als dass das Neue nicht intendiert wurde, keinem Plan entspringt, sondern im Gegenteil erst Intentionalität und rationale Durchdringung provoziert. Die kreative Qualität des Performativen nennt Hans Joas einen „sinnhafte[n] Verlust der Intentionalität“ (zit. nach Svetlova 2008, 102). Performative Sinnstiftung passiert somit *on the run*, nicht in Folge intentionalen Handelns.

72 Spontane Praxis kann damit in zentralen Aspekten mit der aus der Phänomenologie und der Kyotoer Schule heraus entwickelten Praxisform des *acting-intuition* identifiziert werden (vgl. Uehara und Belgrano 2020; D. W. Johnson 2017).

Eine weitere Veranschaulichung der performativen Veränderung kann in der auf Derrida zurückgehenden Iteration gefunden werden: „it is also by virtue of this reiteration that gaps and fissures are opened up as the constitutive instabilities in such constructions, as that which escapes or exceeds the norm, as that which cannot be wholly defined or fixed by the repetitive labor of that norm“ (Butler 1993, 10).⁷³ Iterationen sind kontinuierliche Wiederholungen institutionalisierter Beziehungen, die aber bei jeder Wiederholung aus Lücken oder Rissen heraus zugleich minimal verändert werden. Svetlova veranschaulicht dies am Beispiel eines Theaterstückes, das bei jeder Wiederholung anders und nie in vollständiger Übereinstimmung mit dem Skript dargestellt wird (vgl. Svetlova 2008, 96; 2016, 193). Es ist das, was im Institutionalismus bereits als *Diskretion* beschrieben wurde (vgl. Tool 1985; Streeck und Thelen 2005b, 7–8, 19).

Gewöhnliche Praxis

Die nächste Praxisform, die bereits mit einer bestimmten Qualität von Reflexion gesättigt ist, wird nun mit dem Begriff der gewöhnlichen Praxis eingeführt. In der institutionenökonomischen Literatur genießt der Gewohnheits-Begriff (engl.: *habit*)⁷⁴ von Beginn an eine zentrale Stellung (vgl. Hodgson 2010, 4, 6–7; sowie 2004, 14). Gewohnheiten des Denkens und Handels sitzen mithin am Kern des Institutionenbegriffes, ja man könnte sagen, dass Institutionen vor allen Dingen in gewöhnlicher Praxis realisiert und weitergetragen werden:

„Habits are the constitutive material of institutions, providing them with enhanced durability, power and normative authority. Habits themselves are formed through repetition of action or thought. They are influenced by prior activity and have durable, self-sustaining qualities. Through their habits, individuals carry the marks of their own unique history.“ (Hodgson 2003, 164)

73 Die von Judith Butler angesprochene Lücke ist genau das, was hier als vertikale Lücke eingeführt wurde.

74 Der hier eingeführte Gewohnheits-Begriff verweist sowohl auf den englischen *Habit*-, wie auch auf den latinisierten *Habitus*-Begriff. Dabei ist hier immer eine nicht-mechanistische Auslegung der Begriffe vorausgesetzt, die begriffsgeschichtlich gesehen eher im *Habitus*-Begriff angelegt ist: „Camic (ibid: 1046) and Burkett (2002: 225) suggest that the term ‚habit‘ has become associated with a rather mechanistic, deterministic and unchanging response to stimuli. To avoid this interpretation Marcel Mauss substituted the term ‚habit‘ with the Latin term ‚habitus‘“ (Fleetwood 2008b, 247). Praxistheoretiker:innen wie Andreas Hetzel kritisieren wiederum am *Habitus*-Konzept Bourdieuscher Prägung, dass dieses keinerlei Möglichkeit der Andersartigkeit, bzw. der Veränderung habitueller Dispositionen vorsieht (vgl. Svetlova 2008, 107). Vgl. dazu die berühmte Bourdieusche Formel: „habitus is history turned into nature“ (Bourdieu 2013, 78). Tatsächlich wird auch hier der eher gleichförmige Charakter gewohnter Praktiken unterstrichen, ohne diesen Charakter jedoch absolut zu setzen. Entscheidend ist es, die Pluralität von Praxisformen ernst zu nehmen, wie sie hier eingeführt wird. Es darf mithin bezweifelt werden, dass Bourdieu diese Pluralität eingeräumt hätte.

Der Gewohnheitsbegriff verweist auf eine erlernte und in starkem Maße routinierte Praxis, die aufgrund dieser Routinisierung von einer Regelmäßigkeit geprägt ist. Diese Regelmäßigkeit hat die sozialwissenschaftliche Theoriebildung immer wieder dazu verleitet, Gewohnheiten mit Notwendigkeiten oder gar Gesetzen des Handelns zu verwechseln (vgl. Panther 2020, 461). Gewohnheiten sind allerdings nicht notwendiger Natur, sondern gewinnen ihre Stabilität durch eine fraglose Praxis in sozialer Resonanz.⁷⁵ Gewohnheiten haben, wie John Dewey (vgl. 1922, 42), aber auch Bourdieu (vgl. 2013, 72, 82) es formulieren, ‚dispositiven‘ Charakter. Ihre Fortsetzung ist wahrscheinlich, aber nicht notwendig.⁷⁶ Oder aber können vormals erlernte, danach aber vernachlässigte, Gewohnheiten wieder aufgenommen werden.⁷⁷ Dies hängt immer von den lebensweltlichen Voraussetzungen ab, denen Akteure in einem anderen der hier formulierten Praxisformen begegnen.

75 Mit der Resonanztheorie Hartmut Rosa's (2016) teilt die hier grundlegende konzeptuelle Rahmung mehrere Elemente. So mag ihr Hauptmotiv in der Auslotung der Bedingungen der Möglichkeit gelingender Weltbeziehungen liegen, also jenen Beziehungen, die hier in der lebensweltlichen Lücke verortet wurden. Ich verwende den Resonanzbegriff in dieser Arbeit jedoch ausschließlich auf der horizontalen Achse, und zwar letztlich als Kategorie der Reichweite und Persistenz von Institutionen des Zusammenlebens. Resonantere Institutionen sind jene, über die sich eine größere Zahl von Menschen über Raum und Zeit hinweg ‚zusammenbinden‘. Auch wenn solche Resonanzen, wie am Ende dieses Unterabschnittes deutlich werden wird, eher im Zentrum des hier entwickelten Modells zu vermuten sind, können sie sich auch in spontanen oder imaginativen Praxisformen entfalten. In jedem Falle sind ‚resonantere‘ Institutionen immer weiter am sozialen Pol anzusiedeln.

76 Darin unterscheiden sich Gewohnheiten mithin auch von Instinkten. Die vorliegende Arbeit versteht sich nicht als Instinkt-, sondern als Institutionenforschung. Wie Hodgson (vgl. 2003, 167; 2010, 8) betont, können Instinkte in sozialen Prozessen nicht verändert werden. Damit sind sie aber auch nicht als menschliche Sinnstiftungen in Bezug auf eine erfahrbare Lebenswelt konzeptionalisierbar. Instinkte werden nicht im Medium sozialen Sinns, sondern in biologischen und damit vor-sozialen Dispositionen ‚tradiert‘. Deswegen werden sie hier nicht verhandelt.

77 Hier zieht Hodgson den Unterschied des Gewohnheits- oder Habit-Begriffes vom Verhaltensbegriff: „[H]abit does not mean behaviour. It is a propensity to behave in particular ways in a particular class of situations. Crucially, we may have habits that lie unused for a long time. A habit may exist even if it is not manifest in behaviour. Habits are submerged repertoires of potential behaviour; they can be triggered by an appropriate stimulus or context [...] Because some habits can be triggered by conscious resolve, they are not the same as the behaviourist stimulus–response mechanism or conditioned reflex“ (Hodgson 2003, 164). In dieser Lesart bietet der Verhaltensbegriff der Verhaltenswissenschaften noch weniger Veränderungspotential als der Gewohnheitsbegriff, insbesondere wenn man den sich verhaltenden Akteuren die Möglichkeit einräumen will, ihr Verhalten selbstbestimmt (und nicht nur von außen induziert) verändern zu wollen (vgl. die gleiche Lesart bei A. Schütz 1996, 27). Homer Simpson und Mr. Spock (vgl. Thaler und Sunstein 2008, 22) sind die irreführenden Enden eines zu kurz greifenden Spektrums. Da der Gewohnheitsbegriff eine größere Brücke zu den anderen hier eingeführten Praxisformen eröffnet, wird er dem Verhaltensbegriff vorgezogen.

Entscheidend ist, dass die gewöhnliche Praxisform mehr reflexiven Charakter besitzt als der reine Handlungsvollzug. Jedoch ist die Reflexion verdeckter, bzw. impliziter Natur. Gewohnheiten vollziehen sich auf Grundlage eines impliziten Wissens, das gerade deswegen so wirkmächtig ist. Diese spezifische Qualität des ‚gewöhnlichen Wissens‘ wurde von verschiedenen Autoren bereits als ‚tacit knowledge‘ (Michael Polanyi), ‚konjunktives Wissen‘ (Karl Mannheim), ‚Practical consciousness‘ (Giddens 1984, xxiii) oder ‚Logik der Praxis‘ (Pierre Bourdieu) bezeichnet (vgl. auch Beckert 2003, 774). Es erlaubt Akteuren, gemeinsam mit anderen Akteuren, die das gleiche Wissen teilen, eine weitestgehend reibungslose kollektive Praxis zu realisieren. So wissen etwa Besucher:innen eines Supermarktes in Deutschland, dass sie ihn nur im Rahmen der Öffnungszeiten betreten, dass sie zum Transport der Waren einen Einkaufswagen mitnehmen können, dass sie im Supermarkt besser nicht tanzen oder laut schreien, dass sie die Waren nicht im Supermarkt selbst verzehren oder zerstören dürfen, dass sie sich zum Kauf der Waren an der Kasse anstellen und dort dann bezahlen müssen, etc. Dieses Wissen muss bei einem Besuch des Supermarktes nicht nachgelesen oder studiert werden. Akteure, die es einmal erlernt haben, ‚haben‘ es einfach und sie sind deswegen dazu in der Lage, sich im Kontext der allermeisten Supermärkte zu bewegen, ohne die impliziten Regeln zu verletzen. Und genau deswegen, weil alle dieses Wissen teilen, kann die soziale Realität namens ‚Supermarkt‘ entstehen und – unter der Bedingung weiterer materieller und immaterieller Institutionen – kontinuierlich aufrechterhalten werden (vgl. Jaeggi 2018, 354–55).⁷⁸

Das Supermarkt-Beispiel verweist zugleich auf die Mittel und Wege, wie Akteure das Gewohnheitswissen ausbilden. Sie lernen es in der gelebten Teilhabe an sozialen Kontexten, wo dieses Wissen gilt.⁷⁹ Auch wenn Neulinge eines sozialen Kontextes die dort geltenden Gewohnheiten womöglich zunächst irritieren, so wird eine regelmäßige Teilhabe an diesen Kontexten schnell zu einer Aneignung des dort geltenden Gewohnheitswissens führen:

78 Vgl. die gleiche Argumentation mit Bezug auf das soziale Phänomen des Geldes bei Fleetwood (2008a, 200). Vgl. auch die Sprachakttheorie Searles‘, in der die Wirkmächtigkeit habitualisierter Kommunikation in der Hervorbringung sozialer Realität herausgearbeitet wird (ein auf ökonomische Prozesse bezogenes Beispiel findet sich in Searle 2010, 98; einen Überblick findet sich in Krämer 2001). Alleine der Begriff des Sprechaktes unterstreicht, dass gewöhnliche Praxis immer auch Sprachlichkeit, bzw. Kommunikation umfasst. Im Unterschied zur im Folgenden eingeführten reflexiven Praxis, macht die ‚gewöhnliche Kommunikation‘ sich jedoch nicht selbst zum (damit reflektierten) Gegenstand der Kommunikation.

79 Das Beispiel der Wissenschaften zeigt sehr deutlich auf, dass diese Proposition nicht nur für vermeintlich alltägliche, prä-reflexive oder gewöhnliche Praxis gilt, sondern eben auch in jenen sozialen Settings, die sich durch ein großes Maß an Reflexivität und explizitem Wissen auszeichnen. Auch die soziale Realität namens Wissenschaft und die ihr innewohnenden Praktiken fußen auf einem konjunktiven, impliziten Gewohnheitswissen der beteiligten Akteure. Als Grundlagenwerke dieses wissens-, bzw. wissenschaftssoziologischen Befundes dürfen insbesondere die Arbeiten von Mannheim (1964), Fleck (1980), Kuhn (1996) und Bourdieu (1988) gelten. Entsprechende Reflexionen mit Bezug auf die Wirtschaftswissenschaften finden sich bei McCloskey (1994), Macße (2013) und Bäuerle et al. (2020).

„As Veblen wrote in 1908: ‚habits of thought are the outcomes of habits of life‘ (Hodgson 2004: 171). Habits, then, are not (always) internalised or embodied consciously or actively, but sub-consciously and passively. Even if agents were initially conscious of some aspect of behaviour, perhaps via instruction, through repetition, and over time, it often retreats into our subconscious.“ (Fleetwood 2008b, 251)

Das Gewohnheitswissen wird insofern nicht auf der Schulbank, in Büchern oder Regelapparaten gelernt. In nicht wenigen Fällen, wie etwa im Supermarkt, muss es überhaupt nicht versprachlicht oder gar verschriftlicht werden. Dies zeigt sich gerade in jenen Momenten, in denen *neue* Gewohnheiten gebildet werden müssen. Um etwa im Zuge der Coronavirus-Pandemie die neue Regel des Maskentragens einzuführen, wurden zahlreiche Symbole etabliert, schriftliche oder mündliche Ermahnungen ausgesprochen etc. Eine Veränderung von sozialen Gewohnheiten verlangt nicht selten eine explizite Kommunikation, das Beibehalten von Gewohnheiten hingegen nicht. Gewohnheitswissen entsteht häufig, wird entwickelt und weitergetragen in der gelebten sozialen Praxis (vgl. Svetlova 2008, 108; Reckwitz 2003, 294–95; Bourdieu 1987, 98).

Die für die Herausbildung und Realisierung gewöhnlicher Praxis typische Zeitlichkeit ist damit zugleich als primär vergangenheitsbestimmte eingeführt. Gewöhnliche Praxis setzt in der Regel in der Vergangenheit gelernte Praxis fort (vgl. A. Schütz 1996, 26). Im Modus gewöhnlicher Praxis wird Vergangenes in der Gegenwart in Richtung Zukunft tradiert, bzw. fortgeschrieben. Wenngleich oftmals vor- oder nichtsprachlich verfasst, kann dieses den sozialen Praktiken innewohnende Gewohnheitswissen expliziert, bzw. rekonstruiert werden. Nicht wenige Methoden der qualitativen Sozialforschung haben sich genau darauf spezialisiert. Die empirischen Teile dieser Arbeit sind ein Beispiel dieser Möglichkeit. Bevor diese methodischen Möglichkeiten benannt werden, soll hier jedoch zunächst das Modell verschiedener Praxisformen vervollständigt werden.

Reflexive Praxis

Wandern wir im hier entwickelten Modell der verschiedenen Praxisformen eine Ebene weiter nach oben, gelangen wir in den Bereich der reflexiven Praxis. Dies ist der Bereich dessen, was mithin als zweckrationales Handeln oder intentionales Handeln bezeichnet wurde. Einer der prominentesten Theoretiker dieser Praxisform ist Alfred Schütz (1932), der seine Theorie des sinnhaften Aufbaus der sozialen Welt als eine Theorie des planvollen, reflexiven Handelns anlegte. Die praktische Bezugnahme auf die Lebenswelt ist hier in zwei Phasen aufgeteilt. Zunächst wird eine Handlung entworfen, die dann darauffolgend gewissermaßen ausgeführt wird:

„Schütz fundierte die Analyse der Sinngenerese mit der Phänomenologie von Husserl und situierete das Sinnverstehen in dem Bewusstseinsstrom eines Subjekts. Der Akt der Sinnkonstitution des Handelns wird als eine intentionale Bewusstseinsleistung konzipiert. [...] Das Handeln unterscheidet sich nach Schütz vom Verhalten durch seine Gerichtetheit und Entworfensein: Es ist auf die Zukunft gerichtet und an einen Plan oder Entwurf orientiert. Es wird als abgelaufen phantasiert, ‚vorerinnert‘, mit anderen Worten im Kopf entworfen (Denken *modo futuri exacti* als ein innerer Entwurfsprozess). Die Handlungssituation wird dadurch mental vorweggenom-

men und definiert. Der Sinn des Handelns ist die vorher entworfene Handlung. An diesem Sinn orientiert sich das Handeln in seinem Ablauf“ (Svetlova 2008, 29; vgl. auch Bohnsack 2013, 242; Nentwig-Gesemann 2013, 296)

Weiter oben haben wir bereits die Unterscheidung zwischen (spontaner) Praxis und Poiesis eingeführt. Während der Sinn der spontanen Praxis in ihrem Vollzug aufgeht (und somit nicht aufgeteilter oder sequentieller Natur ist), so liegt der Sinn der Produktion (poiesis) in dem hervorzubringenden Werk oder Produkt. Genau diese getrennte Figur der Sinnstiftung, in der zunächst Sinn gestiftet und dann danach gelebt wird, liegt im Kern des Schütz'schen Handlungsbegriff, den er aufgrund seines poietischen Charakters auch mit dem Arbeits-Begriff synonym verwendet (vgl. A. Schütz 1996, 30).

Eine so angelegte Praxis trägt somit nicht mehr selbstverständliche, sondern bewusst geplante Züge. Nicht ein implizites, sondern ein explizites Wissen leitet und treibt diese Praxisform. Und insofern als dass dieses Wissen vom reflexiv Handelnden aktiv verhandelt oder womöglich auch erzeugt wird, kann reflexive Praxis auch als ein Akt des Willens beschrieben werden: „The capacity to change both behavior and goals without external stimulus means that humans have a *will*“ (Hodgson 1988, 11; vgl. auch A. Schütz 1996, 30). Menschen können für sich oder gemeinsam⁸⁰ einen expliziten Willen formulieren, der sodann *umgesetzt* wird. Die Zeitlichkeit dieser Praxisform ist somit einerseits zukunftsorientiert. Sie entwickelt Bilder oder Pläne einer zukünftigen Praxis und birgt in dieser Offenheit gegenüber der Schaffung einer neuen Realität auch Transformations-Potentiale (vgl. Lang 1999, 186). Praxis ist hier nicht festgelegt durch Vergangenes, sondern neu bestimmbar. Damit steht die zukunftsgerichtete, reflexive Praxis auch der Vorstellung einer prinzipiellen Planbarkeit der Zukunft nahe.

Eine der wichtigsten Formen, die dieses Wissen annehmen kann, ist die Sprache. Im gemeinsamen oder im Selbstgespräch entwickeln Akteure Pläne, wägen ab und entscheiden schließlich, was zu tun ist. Aber auch bildhafte Skizzen, Diagramme, Piktogramme oder Prozessanleitungen können ein solches planvolles Wissen bilden. Sie zeigen im Medium des Bildes mithin ohne Worte aber dennoch in explizierter Form an, was zu tun ist. Eine weitere Form dieses Wissens kann im mathematischen Wissen und der Praxis des Rechnens gesehen werden. Akteure – etwa in Planungsbehörden oder im Management großer Firmen – rationalisieren ihre möglichen Handlungsvollzüge in mathematischer Form. Entsprechend den formal vorgegebenen Regeln und Nebenbedingungen kalkulieren sie eine zu realisierende Tat. Für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dieser reflexiven Praxis ist es entscheidend, den interpretativen Charakter und ihre lebensweltliche Situierung nicht aus den

80 Genau hier würden methodologische Individualist:innen widersprechen. Sie sehen keine Möglichkeit, dass Menschen etwa über Kommunikation einen kollektiven, geteilten Willen herausbilden und sodann realisieren. Taten entspringen immer nur individuellen Plänen, bzw. Präferenzen. Davis (2003, 133–34) schlägt für kollektive Willen die Begriffe der ‚group intention‘, ‚collective intention‘, bzw. ‚we-intention‘ vor. Vgl. dazu auch Searle (1995, Kap. 1) sowie Tuomela und Miller (1988).

Augen zu verlieren. *Diese* spezifischen Akteure verwenden *dort* und *dann* ein mathematisch verfasstes Wissen, um mit der Lebenswelt umzugehen.⁸¹

Auch die Lehrbuch-hafte Darstellung des Verhältnisses von Theorie und Praxis mag als ein Beispiel dieser Praxisform gelten: Im wirtschaftswissenschaftlichen Selbstverständnis werden optimale Entscheidungen auf Grundlage eines theoretischen, hochgradig explizierten Wissens ermittelt. *Danach* dann soll dieses Wissen zur *Anwendung* gebracht oder etwa an ‚Praktiker:innen‘, bzw. ‚Politiker:innen‘ weiter gereicht werden (vgl. beispielgebend Samuelson und Nordhaus 2010, 6). Die Zeitstruktur dieses Praxisverständnisses ist eine sequentielle: Zuerst wird eine Praxis bedacht, danach wird sie plangemäß ausgeführt (wahlweise mit einem Akteurswechsel der Reflektierenden und Handelnden). Diese Sequenz wird auch in einer Lesart *reflektierter* Praxis, also als Partizip Perfekt, angezeigt. Eine solche Praxis ist immer schon reflektiert, weil sie *zuvor* reflektiert, bedacht, projiziert wurde. Praxis ist hier das *Projekt* der Reflexion (lat. *proiectus*: hervorragend, vorhalten, zu etw. geneigt sein).

Der aufmerksamen Leserin mag an dieser Stelle bereits die Frage nach dem Ursprung der zu-realisierenden Pläne gekommen sein. Wie und wo entstehen Pläne für reflexive Praxis? Diese Frage verweist in Teilen auf die im folgenden Abschnitt einzuführende Praxisform der imaginativen Praxis. Zugleich verweist sie aber auch auf eine zweite Zeitlichkeit reflexiver Praxis. Neben der zukunftsorientierten reflexiven Praxis gibt es gleichfalls noch eine zweite, vergangenheitsorientierte Lesart. Hier richtet sich die Reflexion eines oder mehrerer Akteure nicht auf eine auszuführende, sondern auf eine bereits realisierte Praxis. Was haben wir getan? Wie ist es verlaufen? Bin ich mit dem Ergebnis zufrieden? Hier wird Praxis nicht zum Projekt, sondern zum *Objekt* der Reflexion. Damit ist zugleich eine Querverbindung zu anderen Praxisformen angesprochen: Spontane oder gewöhnliche oder imaginative Praxis kann Gegenstand der Reflexion werden. Genau diesem Unterfangen widmet sich die praxeologische Sozialforschung. Mit Hilfe abduktiver Methodologien werden Explizierungen von vormals Implizitem geleistet. Darin entsteht ein neues Wissen über

81 Wie die *Social studies of economics* (vgl. Maeße u. a. 2021; MacKenzie, Muniesa, und Siu 2007a; Boldyrev und Svetlova 2016) eindrucksvoll aufweisen, entstammen nicht wenige dieser kalkulatorischen lebensweltlichen Praktiken den Wirtschaftswissenschaften selbst. Diese Befunde verdeutlichen die eingangs formulierte Grundpositionierung wissenschaftlicher Interpretationen als lebensweltliches Geschehen, das hier mitunter tiefgreifende Auswirkungen haben kann. Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft werden immer in ein- und derselben Lebenswelt (re-)produziert.

Die Frage jedoch, wie ein Homo oeconomicus in einer ihm eigenen, abstrakten Sphäre wohl Wahlentscheidungen trifft, muss notwendigerweise sinnlos bleiben, weil sie jeglicher empirischer Realität im hier eingeführten Sinne entbehrt: ein imaginierter Homo oeconomicus bezieht sich nicht sinnstiftend auf die Lebenswelt, er realisiert die ihm vonseiten des:der imaginierenden Wissenschaftlers:Wissenschaftlerin zugeordneten Funktionen und Operationen (vgl. Svetlova 2008, 40–41). Daher fällt standardökonomische Modellierung unter dasjenige, was weiter unten als imaginative Praxis eingeführt wird (vgl. dazu Shackle 1992, Kap. 1). Epistemologisch gesehen, haben wir es mit einer imaginativen Wissenschaftlichkeit zu tun. In diesem imaginativen Rahmen praktizieren die Wirtschaftswissenschaften rationalisierende Techniken.

eine nunmehr reflektierte Praxis. Aber auch nicht-wissenschaftliche Reflexionen können in der Rückschau auf jede noch so minutiös durchgeplante Tat neue, unerwartete Aspekte offenbaren, die in dieser Weise nicht antizipiert wurden. Reflektierte vergangene Praxis kann sodann als nunmehr explizites Wissen in den Planungsprozess zukünftiger (reflektierter) Praxis eingehen. Hier zeigt sich der produktive (poietische) Charakter reflexiver Praxis. In der sequentiellen Verkettung von Planen, Ausführen, Reflektieren, Planen, Ausführen etc. entstehen neue Handlungsoptionen.

Gemeinsam ist beiden Spielarten reflexiver Praxis, dass sie eine sequenzielle, also aufgeteilte Zeitstruktur bergen. Ob die Reflexion sich vor oder nach der Praxis auf diese richtet – sie fällt niemals mit ihr zusammen:

„[W]hen we turn to an attitude of reflection towards our life, when we abandon the tendency to float with the stream of our experiences and step out of it, the seeming unity of our experiences goes to pieces. We have to reconstruct it by artificial devices: by abstractions, formalizations, idealizations, by isolating what seems to be typical for a cross-section of our existence.“ (A. Schütz 1996, 43–44)

In dieser Differenz zwischen Vollzug und Reflexion des Vollzuges zeigt sich nichts anderes als die bereits eingeführte *vertikale Lücke*. Weiter oben haben wir gesehen, dass Praxis niemals reflexiv eingeholt werden kann. Im Rahmen reflexiver Praxis wird diese Uneinholbarkeit oder Lücke nun gewissermaßen zur Tugend erhoben, oder gar als Ressource genutzt: Wir können Praxis planen oder aber aus vergangener Praxis lernen. In diesem Sinne ist reflexive Praxis nicht gegenwärtig (wie nicht-reflexive Praxis), sondern immer zukunfts- oder vergangenheitsorientiert und im Vergleich zur gewöhnlichen Praxis stärker sequentiell. Die Realisierung von Plänen muss dabei nicht mit dem Geplanten zusammenfallen, auch wenn es noch so gut voraus gedacht wurde. Dann zeigt sich das Spannungsfeld der vertikalen Lücke *in actu*. Diese Erfahrung (als enttäuschte Erwartung) kann sodann ihrerseits zum Gegenstand einer Reflexion werden und zur Anpassung von Plänen führen. Gleichwohl – und dies ist ihre Paradoxie – hat reflexive Praxis (wie jede andere Praxisform auch) immer auch eine Vollzugsseite (vgl. Fußnote 67): Sie ist in der Gegenwart *reflektierend*. Auch wenn die Gegenstände reflexiver Praxis in der Zukunft oder der Vergangenheit liegen (und sei es mit noch so geringem ‚Abstand‘), ist sie *als Praxis* immer auch gegenwärtig.

In der Bezugnahme auf die phänomenologische Tradition ist bei der Einführung der menschlichen Fähigkeit zur Reflexion abschließend wichtig zu betonen, dass nur mit ihrer Hilfe reflektierte Identitäten und explizite Selbstbilder herzustellen sind – die aber gleichzeitig den Preis einer Distanzierung von sich als Handelndem:r verlangen:

„First, the ‚living present‘ is a primary ‚flowing‘ (*Strömen*) prior to ‚Zeitigung‘. It is the basis which makes reflection as *Zeitigung* possible. ‚The act of reflection discloses non-reflected experience (*Erlebnis*) and its ego-pole in the mode ‚just now‘.“ (Hua XV, 350). Reflection cannot reflect on the self in the mode of ‚just now‘ until the ‚living present‘ *flows first* and the primary distance to itself (*Urdistanz*) takes place. Only then can the ego become an object of time (*Zeitgegenstand*), i.e. be objectified. [...] If what reflection finds is always the ego who is ‚just now‘, and not the ego who *is doing the reflection (fungierendes Ich)*, then before reflec-

tion occurs, „a distantiating from the self“ (*distanciation à soi*) must occur in such a way that the self continues to flow away to a *not-being-the-self* and a *not-being-the-self* continues to flow into the self. (This situation may be called that of *Urdistanz*).“ (Saito 1991, 21; vgl. Depraz 2000, 99)

In der spontanen Praxis *machen* wir einfach, ohne dabei die Frage zu stellen, wer wir dabei sind oder werden. Anders verhält es sich ab dem Moment, wo Reflexionen ins Spiel kommen. Wie Saito hier mit Bezug auf Husserl unterstreicht, bedeutet jeder reflexive Akt immer zugleich auch eine Selbstveränderung. Die Reflektierende wird im Vollzug der Reflexion eine andere. Besonders deutlich wird dieser Wandlungsprozess, wenn sie selbst darin zugleich Reflektierte und also Gegenstand der Reflexion ist. In dieser vollzugshaften Selbstvergewisserung schafft das Selbst das Kunststück, eine andere Version seiner selbst hervorzubringen und dieses Selbst in der ständigen Wiederholung dieses Prozesses zu aktualisieren: „Reflection is nothing but the constant act by which the self of the pre-reflexive dimension tries to establish itself as a subject while holding itself responsible for the pre-reflective dimension“ (Saito 1991, 28). Das Paradox der Herstellung einer dauerhaften Identität liegt somit darin, dass es immer nur um den Preis der performativen Selbstaufgabe zu haben ist. Einer Selbstvergewisserung geht immer eine Selbstdistanzierung voraus, und sei sie noch so marginal: „reflection is made possible by the primary distance which arises from the incessant flow of the self-distantiation prior to reflection. This primary distance causes the incessant transformation of the self to a ‚not-being-the-self‘ (the negativity of the vertical axis), and makes the self recognize (become aware of) its selfness in this negativity“ (Saito 1991, 27). Wie wir sehen werden, ist dieses Distanzierungsgeschehen in der vertikalen Lücke (oder Negativität, wie Saito es formuliert) mithin auch eine wesentliche Triebkraft institutionellen Wandels.

Imaginative Praxis⁸²

Schütz hatte in Abgrenzung vom Typus zweckrationalen Handelns ein Dreigestirn kontemplativer Praktiken eingeführt: Träumen, Theoretisieren, Imaginieren. Letztere soll hier nun als vierte Praxisform elaboriert werden.⁸³ Imaginative Praxis wird von

82 In den folgenden Ausführungen ist ‚Imagination‘ streng verbal und also als Tätigkeit oder Praxis im Sinne von ‚imaginieren‘ zu verstehen. Davon scharf zu unterscheiden sind Imaginationen oder *imaginaries* im medialen, mithin gegenständlichen Sinne: „we have to sharply distinguish between imagining as a performance of spontaneity and the imagined imageries“ (A. Schütz 1996, 39). Solche Bilder (des Selbstes, der Gesellschaft, der Zukunft, der Fremden, etc.) spielen selbstverständlich auch in anderen Praxisformen, etwa in gewöhnlichen oder reflexiven, eine wichtige Rolle. Auf eindruckliche Beispiele aus der Geschichte ökonomischen Denkens und dem Alltag ökonomischer Praxis geht eine erstarrende ökonomische Imaginationsforschung ein (vgl. Beckert 2016; Ötsch und Graupe 2020; Panther 2020). „Imagined futures“ (vgl. Beckert 2016), beispielsweise, können im Rahmen aller hier beleuchteten Praxisformen (re-)produziert werden. Im hier eingeführten Sinne zu imaginieren, meint hingegen eine spezifische Praxisform.

83 Der Traumbegriff wird von Schütz als ein dezidiert individueller eingeführt: „the monad with all its mirroring of the universe is indeed without windows when it dreams“ (A.

ihm als kreative Kontemplation eingeführt. Die eigenartige Spannung imaginierender Praktiken rührt von einem interessanten Ungleichgewicht her. Zum einen ist eine ausgeprägte Reflexivität vorhanden (weswegen sie im Modell ganz oben angeordnet ist). Imaginieren ist ein intensiver geistiger Prozess. Gleichwohl ist es dieser Tätigkeit zu eigen, dass sie sich weder auf vergangene noch auf zukünftige Praktiken bezieht. Schütz geht so weit zu sagen, dass sie sich überhaupt nicht auf die Alltagswelt beziehen muss und insofern als zeitlos gelten darf. Statt dieser Alltagswelt mit einer „full awakesness“ oder „attention“ (vgl. A. Schütz 1996, 39) zu begegnen, ziehen sich Akteure im Modus einer imaginativen Praxis reflexiv (nicht performativ!) in eine eigene Wirklichkeitssphäre zurück:

„[A]ll of them originate in modifications which the world-conceived-in-full-awakesness undergoes when our minds turn away from full attention towards life and its tasks – in other words, when the tensions of our consciousness gradually diminish. We have no longer to master the outer world and to overcome the resistance of its objects; we have no longer to choose between issues derived from occurrences within it and we are free from the bondage of interobjective space and inter-subjective standard time. [...]

Although imagining may be projected, it always lacks the intention to realize the project; that is, it lacks the purposive ‚fiat‘. However, we have to sharply distinguish between imagining as a performance of spontaneity and the imagined imageries. Although I am not acting when imagining a performance of spontaneity I may imagine myself as acting and even working. Thus the imagined acting may refer to a project, it may have its in-order-to and because motives, it may originate in choice and decision. Even more, it may show intentions to be realized and it may be fancied to be gearing into the outer world. However, all this belongs to the im-

Schütz 1996, 43). Damit mag bezweifelt werden, ob ein so verstandenes Träumen Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung werden kann. Zumal es weiterhin keine Bezugnahme auf die Lebenswelt im oben eingeführten Sinne darstellt (die Bezugnahme wäre die Praxis des Schlafens). Gäbe man das individualistische Kriterium auf (etwa durch den Umstand, dass über Träume nach dem Träumen gesprochen und sie also in soziale Medialitäten überführt werden), so gewönne man einen Traumbegriff, der dem Schütz'schen Imaginationsbegriff sehr nahekäme.

Mit Blick auf die Eigenarten des Theoretisierens scheint Schütz keinen kategorialen Unterschied zum Imaginieren einzuführen, sondern eher einen Unterschied der sozialen Akteure, die die Handlung ausführen (wobei erstere von Wissenschaftlern ausgeführt wird). Indem ich mich auf die konzeptionellen Qualitäten der imaginativen Praxis konzentriere, lasse ich eine solche Unterscheidung beiseite, was mich dazu veranlasst, einige Formen und Beispiele (wirtschafts-)wissenschaftlicher Forschung als imaginative Praxis zu charakterisieren. In der Tat kann die Standardökonomie als ein aussagekräftiges Beispiel für eine Tradition betrachtet werden, die sich auf imaginative Praktiken stützt (vgl. die einführenden Kommentare in Abschnitt 2.1). Es sei hier hinzugefügt, dass sozialwissenschaftliche Praxis ein Verständnis imaginativer Praxis alleine schon deswegen ausbilden muss, weil diese einen empirisch beobachtbaren Teil ihres Untersuchungsgegenstandes bildet. Neben diesem rekonstruktiven Argument finden sich weiterhin Autor:innen oder ganze Forschungsfelder, die imaginative Praktiken auch als wissenschaftliche Methode realisieren (vgl. Glenn und Gordon 2009; Saleh u. a. 2008). Sozialwissenschaften wird hier über das Verständnis sozialer Phänomene hinaus die kreative Rolle zudedacht, neue Sozialitäten zu entwickeln.

ageries produced by the imagining, etc. Imagining itself is necessarily inefficient and remains outside the hierarchies of plans and purposes that are valid in the world of working. The imagining self does not transform the outer world.“ (A. Schütz 1996, 39)⁸⁴

Imaginative Praxis verfolgt keine Ziele oder Zwecke, ihr fehlt das Pragma (lat.: das Geschäft, die Prozesssache; vgl. Knoblauch 2011, 106). Genau aus diesem Grund ist sie der reflexive Konterpart zur spontanen Praxis. Imaginieren ist eine Vollzugs-Praxis, die sich der Lebenswelt jedoch nicht zuwendet, sondern sich von ihr abwendet. Während sich spontane Praxis immer (unvoreingenommen) auf die Lebenswelt richtet und darin neue Potentiale eröffnet, richtet sich die Imagination auf Nichts und kann aus dieser Leerstelle Neues schöpfen. Diese eigenartige Bezugnahme auf Nichts ermöglicht es zugleich, Imaginationen zu entwickeln, die auf Grundlage der etablierten Institutionen des Denkens und Handelns vollkommen unwirklich erscheinen müssen: „the imaginary ultimately stems from the originary faculty of positing or presenting oneself with things and relations that do not exist“ (Castoriadis 1997, 127). Das Ungewohnte und mitunter Absurde ist wesentliches Merkmal dessen, was Imaginierende entwickeln, bzw. *ex nihilo* generieren. Die Wirklichkeit der Imaginationen bietet eigene Möglichkeiten, die in den lebensweltlichen Praktiken nicht gelten (müssen). Die Zeitlichkeit und Räumlichkeit des Imaginierens als lebensweltlich situierte Praxis kann im Imaginierten überwunden werden:⁸⁵

„[W]ithin the realm of imagery the logical incompatibilities hold good but not the factual ones. The corollary of this statement is that ‚chances‘ in the proper meaning of the term do not exist within the province of imageries in the same manner in which they exist in the world of working. What in the latter is it chance is in the former what jurists call a *conditio potestativa* (wilful condition); that is, it depends on the imagining individual whether or not he wants to fill the empty anticipations of the future with any content. Thus the scope of the ‚freedom of discretion‘ is larger by far in the world of fantasms than in the world of daily life.“ (A. Schütz 1996, 40)

Damit wird deutlich, dass das Imaginieren immer auch Quelle radikal neuer Selbst- und Weltverhältnisse, neuer Imaginationen, sein kann. Die etablierten Normalitäten imaginativ außer Kraft setzend, können neue Beziehungen und Sinnstiftungen entstehen. Dieses kreative Potential wird in der phänomenologisch inspirierten Sozialforschung (vgl. Castoriadis 1997; Gurwitsch 1979), aber auch im Bereich der Institutionenforschung (vgl. Unger 2007a; Beckert 2011, 24; Panther 2020) betont. Es kann nicht geplant werden, dann wäre Imaginieren poetischer Natur und man würde nur

84 Dieser Artikel Schütz' basiert auf dem 1943 verfassten Artikel ‚On multiple realities‘, den Schütz in englischer Sprache verfasste (vgl. A. Schütz 1996, 25; Knoblauch 2011, 106).

85 Genau aus diesem Grund ragt der Bereich der imaginierenden Praxis im hier eingeführten grafischen Modell über die untere Praxis-Raute hinaus. Dies sollte jedoch nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass imaginierende Praxis als leiblich gebundene und raumzeitlich situierte immer noch eine lebensweltliche Praxis darstellt. Auch imaginierend kann die existenzielle Bezogenheit auf die Lebenswelt nicht überwunden werden. Ein Extrembeispiel: Meditierende Mönche müssen irgendwann essen, um ihre Meditationen fortsetzen zu können.

dem Geplanten wieder begegnen. Gleichwohl können aus dem Imaginieren Imaginationen und Simulationen entstehen, oder es kann in Pläne und Projektionen, münden.⁸⁶ Während spontane Praxis kein Verwirklichungsproblem hat (weil sie, einmal enacted, immer schon ‚in der Welt‘ ist), da muss Imaginiertes – sofern gewollt – erst noch von der Potentialität in eine Wirklichkeit überführt werden (vgl. Urpelainen 2011, 216). Streng genommen handelt es sich bei Imaginiertem zunächst ‚nur‘ um „unenacted institutions“ (Urpelainen 2011, 224), die sodann ins lebensweltliche Geschehen eingehen, bzw. dort realisiert werden *können*, wenn sie mit etablierten Institutionen in Verbindung gebracht werden:

„the imaginary has to use the symbolic not only to ‚express‘ itself (this is self-evident), but to ‚exist‘, to pass from the virtual to anything more than this. [...] But, conversely, symbolism too presupposes an imaginary capacity. For it presupposes the capacity to see in a thing what it is not, to see it other than it is.“ (Castoriadis 1997, 127)

Etablierte Sinnstiftungen, darauf weist Cornelius Castoriadis hin, sind aber noch auf andere Weise mit imaginativer Praxis verstrickt. Sie bilden einen Teil des ‚Stoffes‘ von Imaginationen. Dass überhaupt etwas neu verbunden oder ein neues Bild geschöpft werden kann, wird auch dadurch ermöglicht, dass bereits ein Fundus an Bildern vorhanden ist. In dem Zusammenhang betont bereits Schütz (vgl. 1996, 37) die Rolle der Kunst als mögliche Inspirationsquelle für imaginative Praxis (vgl. auch Greene 2007; Knoblauch 2011, 113). Gemälde, Musik, darstellende Kunst, etc. können dazu anregen, neue Sinnmuster zu generieren. Das ist aber wohlgerne keine genuine Qualität von Kunst. Sie kann auch – wie andere Ausdrucksformen auch – kreative Potentiale geradewegs unterminieren, wenn etwa Bilder so stark gesetzt werden, dass sie alternativlos erscheinen. Das Medium des Bildes kann auch für manipulative Zwecke genutzt und sich zu imaginierten Gefängnissen verdichten (vgl. Bäuerle 2019a; Graupe 2016b).

Damit ist die weniger schillernde Seite imaginativer Praxis angesprochen, die sich in ihrem unablässigen Vollzug zeigt – ohne aber, dass sie mit anderen Praxisformen, vor allem aber nicht mit der Lebenswelt, in Verbindung gebracht würde. Einfacher formuliert: Imaginative Praxis kann auch einen imaginativen Weltverlust provozieren (der jedoch performativ nur um den Preis des Lebens selbst zu erreichen ist). Im imaginierenden Rückzug aus den lebensweltlichen Abhängigkeiten liegt das Potential zur Hervorbringung des Neuen, zugleich aber auch die Gefahr des Verlustes desjenigen, worauf sich das Neue beziehen könnte: die Lebenswelt. Die in einer modellplatonischen Tradition stehende Standardökonomik darf in dem Zusammenhang als ein wirkmächtiges Beispiel imaginativer Praxis gelten. Nicht wenige ihrer methodisch-methodologischen Konventionen gründen in einer forcierten Weltflucht, die in der Hoffnung unternommen wurde und in Teilen noch wird, in Imaginationen des kalkulierenden Geistes Sicherheiten, wenn nicht gar Wahrheiten zu finden. Auch

86 Gerade an dieser Stelle tauchen mitunter heftige Disruptionen oder Ent-täuschungen auf, wenn etwa die ontologischen Voraussetzungen des Imaginierten mit jenen der Lebenswelt konfliktieren. Etwaige Überlappungen und Spannungsverhältnisse dieser und anderer Praxisformen mit jeweils anderen Praxisformen werde ich im folgenden Unterabschnitt beleuchten.

wenn so gewonnene ‚erstarrte Imaginationen‘ in keinem stimmigen Verhältnis zu lebensweltlichen Erfahrungen stehen, können Sie letzteres dennoch in sehr starkem Maße prägen, wenn sie in geteilte soziale Praktiken eingehen und dort etwa in einer gewöhnlichen Reproduktion fortgeschrieben werden (es sei in dem Zusammenhang abermals auf die in Fußnote 82 thematisierte Leitdifferenz verwiesen). Die Transformation wirkmächtiger Imaginationen wie jenen des ‚positiven Wissenschaftlers‘, ‚des Marktes‘ oder ‚des Nutzenmaximierers‘ zu sozialen Gewohnheiten des Denkens und des Handelns darf als ein wesentliches Moment zeitgenössischer ökonomischer Bildung gelten.

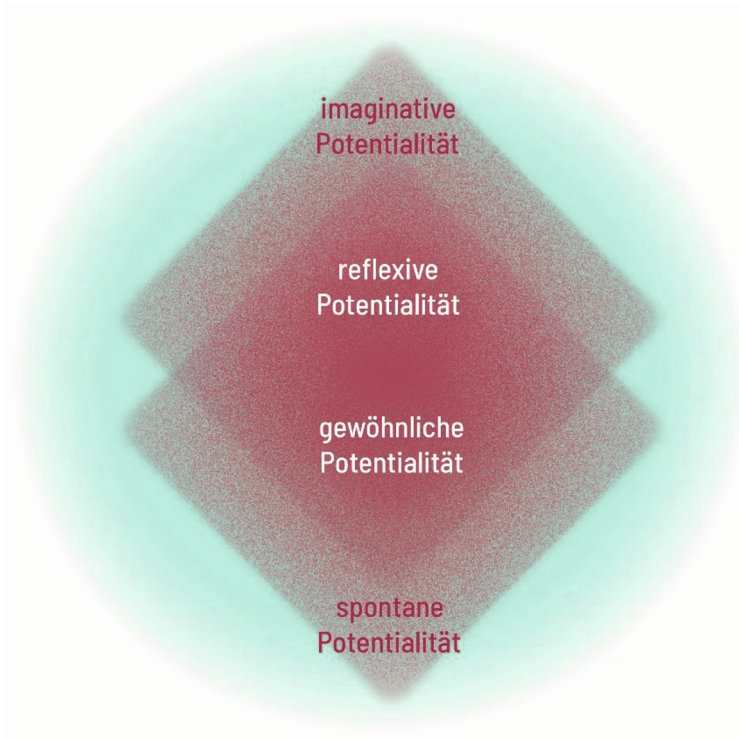
In dem Zusammenhang sei noch darauf hingewiesen, dass eine provozierte Weltflucht auch in anderer Weise als Ressource genutzt werden. So können dezidiert kontra-faktische Erzählungen oder Bilder über die erfahrbare Lebenswelt entwickelt und verbreitet werden. Die Lüge ist die klassischste Form eines solchen Weltverhältnisses (vgl. Bohnsack 2017, 161). Mit dem Imaginieren geht immer auch die Möglichkeit oder die Gefahr von Zerrbildern und Täuschungen einher; ein Problem, mit dem gewöhnliche Praxis weniger, spontane Praxis überhaupt nicht umzugehen hat. Zumindest für das Feld *wissenschaftlicher* Reflexionen scheint die Bezogenheit reflexiver Praktiken auf ein lebensweltliches Geschehen daher von großer Bedeutung. Wie sonst sollte ohne eine solche Bezogenheit dauerhaft eine Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher Reflexionen erhalten bleiben? Je weiter die vertikale Lücke klappt, bzw. je weiter man sich im hier vorgeschlagenen Praxismodell nach oben bewegt, desto größer werden eben jene Gefahren, insbesondere dann, wenn sie nicht regelmäßig von anderen Praxisformen abgelöst und mit den in ihrem Modus gemachten Erfahrungen abgeglichen werden. Sinnstiftung ist und bleibt ein lebensweltliches Geschehen. Sich daran von Zeit zu Zeit zu erinnern, heißt, die Bezogenheit der eigenen Existenz zu bedenken. Dies stellt nicht nur für die reflexiven, sondern stärker noch für die imaginative Praxis eine wichtige Aufgabe dar, in welche auch wissenschaftliche Praktiken bisweilen übergehen, gerade in der Ökonomik.

Auf einen letzten wichtigen Punkt sei in dem Zusammenhang hier mit Schütz noch hingewiesen: „Imagining may occur lonely or social“ (A. Schütz 1996, 40). Dieser Satz beinhaltet das Paradox, dass Imaginationen in sozial geteilten Medialitäten realisiert werden (können). Eine erfolgreiche imaginierende Kommunikation etwa ist zwingend auf Regeln des Sprachgebrauches angewiesen, entfaltet aber innerhalb dieser Regeln eine imaginative Praxis, die diese Regeln sprengen oder erweitern. Neue Bilder, neue Sprache werden im Vollzug des Sprechens entwickelt, die dann zwar als Bilder oder Wörter vorliegen, keineswegs aber mit den Möglichkeiten und Grenzen lebensweltlicher Praxis konform gehen müssen. Auch hier zeigt sich der paradoxe Charakter, den imaginative Praktiken annehmen können.

Institutionenanalytisch betrachtet, bieten alle eingeführten Praxisformen Möglichkeiten der Überwindung oder sukzessiven Veränderung etablierter Institutionen (vgl. Abbildung 11). Dabei zeigen die genannten Eigenarten der vertikalen Lücke, dass die *Potentialität der Potentiale* zwar in den Rändern (also ganz oben oder unten) zweifelsfrei zunehmen, die *Potentialität ihrer Realisierung* aber gleichsam abnehmen. Im Kern des Modells und insbesondere im Bereich gewöhnlicher Praxis finden sich die größten Institutionalisierungsgrade (grafisch angedeutet durch eine zunehmende Farbtintensität im Zentrum). Diese mithilfe performativer oder imaginativer Potentiale aufzuweichen oder gar zu verändern, ist ein mitunter schwieriges Unter-

fangen, weil sie bisweilen gegen etablierte Institutionen durchgesetzt werden müssen. Eine an institutionellem Wandel interessierte Institutionenforschung kann hinreichend niemals nur an Potentialitäten, sondern muss immer auch an den performativen Voraussetzungen ihrer Realisierung ansetzen.

Abbildung 11: Die Potentialitäten sozialer Transformation verschiedener Praxisformen



Quelle: eigene Darstellung

2.3.4 Überlappungen und Wechselwirkungen

Nachdem nunmehr vier wesentliche Formen eingeführt wurden, die Praxis annehmen kann, sollen die vermeintlich harten Grenzen zwischen ihnen sogleich wieder aufgelöst werden. Denn für ein umfassendes Verständnis gelebter sozialer Realität ist die Auseinandersetzung mit möglichen Überlappungen und Wechselwirkungen verschiedener Praxisformen unerlässlich. Für dieses Unterfangen soll abermals Schütz Pate stehen:

„daily life in the world is not <occurring> on one single level of reality. During a single day or even <a few hours> we run through several levels. Performing our daily duties we do not live exclusively in that tension of consciousness that we called ‚full-awakeness‘. To the contrary, our consciousness shows a permanent oscillation among all possible degrees of tensions; it runs through the whole gamut of *attention à la vie*.“ (A. Schütz 1996, 43)

Schütz betont, dass wir in unserem Alltag mehrere Praxisformen durchlaufen und gelebte soziale Prozesse niemals auf einen der Pole des Spannungsverhältnisses von Praxis und Reflexion aufgelöst werden können. Er beschreibt den Modus der Bezugnahmen auf die Lebenswelt vielmehr als kontinuierliches Oszillieren zwischen eben jenen Polen, ohne dass das Oszillieren ein ständiger Gegenstand von willentlichen Entscheidungen sein müsste. Schon das einfache Beispiel des (reflexiven) Pläneschmiedens, zu dessen erfolgreichen Durchführung immer auch der gewöhnliche (implizite) Sprach- oder Denkgebrauch vonnöten ist, zeigt, dass menschliche Praxis nicht im Entweder-oder, sondern durchaus auch in der gleichzeitigen Schichtung abläuft. Diese Gleichzeitigkeit von unterschiedlichen Praxisformen begegnet uns insbesondere auch in der sozialen Dimension wieder. In ein- und derselben Vorstandssitzung eines Unternehmens mögen sich in einem Moment spontane, gewöhnliche, reflexive und imaginative Praktiken der beteiligten Akteure überlappen.

Sozialwissenschaftliche Praxis muss dieser Tatsache der möglichen Pluralität von Praxisformen sowie der dadurch induzierten Unberechenbarkeit sozialer Realität Rechnung tragen. Ebenso wie im *ex ante* niemals bestimmbar Verhältnis von Individualität und Sozialität in einem konkreten sozialen Phänomen, so können auch die spezifischen Praxisformen, durch die hindurch dieses Phänomen hervorgebracht wird, niemals *ex ante* gewusst werden. Auch hier gilt es mithin eingängige, deswegen aber nicht minder kontrafaktische Setzungen zu vermeiden. So kritisiert etwa Hodgson eine einseitige Setzung zugunsten reflexiver Praktiken im Rahmen neoklassischer und österreichischer Theorieansätze:

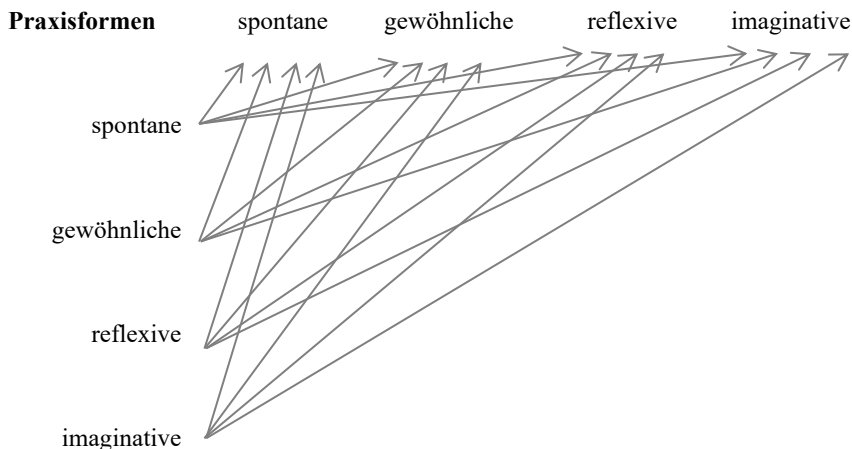
„Neoclassical economics does not make any distinction between actions that do and do not result from full conscious deliberation. All acts are programmed at the same level according to the given functions of preference or utility. The Austrian School makes an equivalent error by assuming that all (relevant) actions result from planning and deliberation at the same level of consciousness“ (Hodgson 1988, 106 vgl. auch 58, 125)⁸⁷

Diese Setzungen sollten zugunsten einer offenen empirischen Auseinandersetzung mit dem in Frage stehenden Phänomen vermieden werden. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem sozialen Phänomen sollte also immer davon ausgehen, dass eine Vielfalt von Praxisformen möglich ist und die Frage danach, welche konkrete Form sich zeigt, erst in der empirischen Forschung beantworten. Diese grundlegende sozialwissenschaftliche Aufgabe wird nicht nur durch die Tatsache erschwert, dass in ein und demselben sozialen Phänomen verschiedene Praxisformen vorliegen können, sondern dass diese schon in einem individuellen Fall in einem

87 Auch Hodgson wurde seinerseits bereits dafür kritisiert, dass er einen holistischen Gewohnheits-Begriff verwende und so ebenfalls reflexive Praxisformen (wie auch mögliche andere Praxisformen, wie die beiden zusätzlichen hier eingeführten) unterminiere (vgl. Fuller 2013, 113; vgl. weitere entsprechende institutionenökonomische Beispiele bei Bush 1987, 1077; Fleetwood 2019; Baggio 2020, 1380–81). In der kausalen Terminologie Fleetwoods (2008a, 189–90) zeigt sich dieselbe Problematik der beiden hier prominent angeführten Autor:innen Archer und Hodgson: „Whereas for Archer, the chain of causality runs from reasons, through reflexive deliberations to intentions, for Hodgson the chain of causality has a prior stage, rooted instincts, and habits“.

Wechselverhältnis stehen. Anders formuliert: Praktiken verschiedener Ebenen können sich gegenseitig beeinflussen und das soziale Geschehen dadurch dynamisieren.

Tabelle 1: Idealtypische Wechselwirkungen unterschiedlicher Praxisformen



Quelle: eigene Darstellung

Tatsächlich sind alleine durch die hier eingeführten Praxisformen 16 idealtypische Wirkungsrichtungen möglich, die jedoch nicht zu strenggenommen werden sollten, weil auch hier wieder Sequenzierungen, bzw. graduelle Veränderungen möglich sind. Im Kontext dieser Arbeit kann und soll die Fülle der wechselseitigen Beeinflussungen von Praxisformen nicht erschöpfend theoretisch abgehandelt werden. Die ab Kapitel 4 folgenden empirischen Rekonstruktionen werden, so hoffe ich, einen anschaulichen und zugleich lebhaften Eindruck von dieser Fülle vermitteln können. Zur kursorischen Veranschaulichung soll hier ein kurzes Beispiel erläutert werden.

Es ist vorstellbar, dass ein neues imaginiertes Sozialverhältnis (imaginative Praxis), bspw. die die klassische Teilung von Produktion und Konsumption übersteigende Subjektfigur der „Prosumentin“ zunächst in Sprache oder gar in einem Theorietwurf gefasst wird (reflexive Praxis), der sodann durch die Implementierung desselben etwa im Rahmen einer Solidarischen Landwirtschaft eine Praxis anleitet, die mit der Zeit in eine gewöhnliche Praxis übergeht. Stoßen neue Mitglieder hinzu, die die Implementierungsphase nicht erlebt und sich auch anderweitig nicht mit der Rolle der Prosumentin auseinandergesetzt haben, so lernen sie deren Routinen im sozialen Kontext in einer Selbstverständlichkeit kennen und enactieren. Die von der Imagination herrührenden Gewohnheiten mögen dann hier und da in der spontanen Praxis auf dem Feld oder in der Distribution der erwirtschafteten Nahrungsmittel spontan gebrochen werden, wodurch die etablierten institutionellen Verhältnisse unterlaufen und neue entstehen können. Statt den Regelbruch direkt zur Gewohnheit werden zu lassen, wird zunächst in der Solawi-Gruppe darüber geredet (reflexive Praxis), das institutionelle Gefüge wird kommunikativ überholt, und in der Folge in neue, zu routinisierende Praktiken übersetzt, die aber ihrerseits wieder nicht vollstän-

dig mit dem sprachlich oder gesetzlich fixierten Regelwerk übereinstimmen müssen (spontane Praxis). Die explizite Regeldiskussion findet ihrerseits auf Grundlage routinierter Handlungsmuster, wie etwa der Sprache aber auch die körperlich-physischen Bezugnahme der Diskutierenden ab. Diese Muster werden im Beispielfall durch die Kommunikation über den Regelbruch nicht auch verändert.

Alleine dieses simple Beispiel einer räumlich sehr begrenzten Wirtschaftspraxis macht deutlich, dass ein soziales Phänomen in seiner räumlichen und zeitlichen Situierung einem konstanten Wandel unterworfen sein kann, der gerade durch und von der wechselseitigen Beeinflussung von Praxisformen wirkt. Alleine in der institutionenökonomischen Tradition liegen viele Ansätze bereit, die sich einzelne dieser Wirkungsverhältnisse zum Gegenstand machen und damit Wege anbieten, der Vielfalt realer Wirtschaftspraxis wissenschaftlich gerecht zu werden (vgl. Fleetwood 2008a, 191–92). Wo diese Wirkungsverhältnisse zu ontologisierten Setzungen hypostasiiert werden, da lassen sie sich – eben dieser Hypostasierung entledigt – zumindest immer noch als *Möglichkeiten* sozialer Praxis lesen und verstehen.

Die in der Literatur am häufigsten thematisierten Wechselwirkungen sind jene zwischen dem, was ich hier als reflexive Praxis einerseits und gewöhnliche Praxis andererseits eingeführt habe.⁸⁸ So entwickelt etwa Fuller (vgl. 2013, 123–24) eine Binnendifferenzierung unterschiedlicher „capabilities of the mind“. Unterscheidungsmerkmal derselben ist dabei der *Gegenstand* der Reflexionen. Dabei arbeitet er auch diejenigen Reflexionen heraus, die sich auf gewöhnliche Praktiken und sogar auf das diesen Praktiken zugrunde liegende Wissen („habitual beliefs“) beziehen können (vgl. dazu auch Spong 2019, 11). Reflexionen können bei Fuller Gewohnheiten des Denkens und Handelns vergegenständlichen und in der damit gewonnen (reflexiven) Verfügbarkeit auch in Richtung anderer reflektierter Gewohnheiten verändern. Ein ähnlicher Ansatz findet sich in der Theorie institutionellen Wandels von Marc Blyth (2002). Blyth betont in seiner Theorie die Rolle von Ideen bei der Veränderung von institutionellen Gefügen. Den Begriff ‚institutionellen Wandels‘ setzt er dabei synonym mit „the deliberate replacement of one set of economic institutions with another“ (Blyth 2002, 45). Dabei wird deutlich, dass Blyth den willentlichen, reflexiven Praktiken von Akteuren die maßgebende Kraft zuschreibt, institutionellen Wandel zu verwirklichen. Und auch Marc Tool verortet den Ursprung von (habituierten) Institutionen und deren Wandel in reflexiven Praktiken:

„Institutions are the result of initiative behavior – of conscious, deliberative choice making on the part of people holding and using power to establish structure. While it is true that frequently the specific originators of structures are not recorded and thus are not known to later generations, all structure must originate as conceptions by somebody to organize experience in a certain way or to hold certain attitudes. Habits do not create habits. People create institutions that become habitual.“ (Tool 1985, 75)

88 Dies liegt in Teilen auch an dem Umstand, dass diese beiden Praxisformen die institutionenökonomische Literatur dominieren. Imaginative und spontane Praxisformen bilden auch in diesem Feld Randbereiche.

Etwaige andere Ursprünge von institutionellem Wandel, etwa im Imaginieren oder aber der spontanen Praxis, werden in diesen Formulierungen (unbegründet) ausgeschlossen.

Als letztes Beispiel der Wirkungsrichtung von Reflexionen auf Handeln sei hier die Debatte rund um die Performativität der Ökonomik angesprochen (vgl. MacKenzie, Muniesa, und Siu 2007a; Boldyrev und Svetlova 2016). Performativität wird hier zumeist nicht in dem oben eingeführten spontanen, sondern im Sinne einer gewöhnlichen Praxis gefasst. Dabei arbeitet das Forschungsprogramm mit Bezug auf verschiedene Felder von Zentralbankpolitik bis Supermarkteinrichtungen heraus, wie Theorien und zumeist diskursive Praktiken von Ökonom:innen die Praktiken von Währungshüter:innen und Konsument:innen zu prägen in der Lage sind (und nicht anders herum): „Economics often seems abstract (to some of its proponents, as well as to its critics), yet it also articulates with, influences, is deployed in, and restructures concrete economies in all their messy materiality and their complex sociality“ (MacKenzie, Muniesa, und Siu 2007b, 2).

Die gegenläufige Wirkungsrichtung von gewöhnlicher Praxis auf reflexive Praxis wird von Hodgson betont:

„reasons and beliefs themselves depend upon habits of thought. Habits act as necessary filters of experience and the foundations of intuition and interpretation. They are the grounding of both reflective and non-reflective behaviour. This does not make belief, reason or will any less important or real.“ (Hodgson 2010, 6; vgl. dazu auch Lawlor 2006)

Reflexionen und Kommunikation finden immer auf Grundlage habituerter Gewohnheitsmuster statt. Letzteren ist daher ein wesentlicher Einfluss auf und mithin eine Begrenzung von reflexiver Praxis beschieden. Diese Facette diskutiert Hodgson explizit auch für die Frage von Subjektivierungen, also von Prozessen der Selbst-Sinnstiftung. Auch die Herausbildung von explizierten Identitäten etwa beruhe immer auf gewohnten Mustern der Selbsterfahrung (vgl. Hodgson 2002, 170). Archer geht ihrerseits noch einen Schritt weiter, indem sie spontanen Praktiken die mögliche Wirkung zuschreibt, Gewohnheiten bis hin zu reflektierten Identitätsnormen zu beeinflussen, bzw. grundzulegen (vgl. Archer 2000, 7–8, vgl. auch 134).

Ein im eigentlichen Wortsinn außergewöhnlicher Fall bilden sicherlich die Verbindungen der Extreme von imaginativer und spontaner Praxis. Diese Prozesse lassen sich als experimentelle Auslotungen vorstellen, in denen in immer neuen Iterationen performative und imaginative Freiräume aufgestoßen und gefüllt werden und so eine sukzessive Etablierung neuer institutioneller Muster ins Leben kommen kann.

Diese Beispiele zeigen, dass die Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Praxisformen äußerst vielfältig sein können, wenn man sie nicht vorab einer ontologisierenden Regelmäßigkeit unterwirft. Diese Wechselwirkungen zu verstehen und damit den *spezifischen Modus* der Hervorbringung sozialer Wirklichkeit zu entschlüsseln, ist auch deswegen eine schwierige sozialwissenschaftliche Aufgabe, weil sie überdies mit dem in Unterabschnitt 2.2 eingeführten Spannungsverhältnis von Individualität und Sozialität in zusätzlichen Wechselwirkungen verstrickt sind. Bevor wir uns das nunmehr etablierte Gesamtmodell ansehen, sei noch kurz auf die Bedeutung der verschiedenen Praxisformen für die hier interessierenden Subjektivierungsprozesse hingewiesen.

2.3.5 Subjektivierungen zwischen Praxis und Reflexion

Mit den zuletzt genannten Bezugnahmen auf die Bedeutung der Überlappungen und Wechselwirkungen verschiedener Praxisformen auf Subjektivierungs- bzw. Selbstgestaltungsprozesse ist ein für diese Arbeit wichtiger Themenbereich angesprochen. Im Rückgriff auf die nunmehr eingeführten Praxisformen seien hier – abermals zum Zwecke der konzeptuellen Präzisierung – unterschiedliche idealtypische „Subjektfiguren“ (vgl. Geimer 2012; 2013) benannt, die ein- und derselbe Mensch, bzw. ein- und dieselbe Gruppe oder Gesellschaft annehmen können (vgl. dazu grundlegend Livet 2006; A. Albert und Ramstad 1997; Baggio 2020; alle mit Bezug auf Mead 2000). Mit diesen idealtypischen, an bestimmte Praxisformen gekoppelte Figuren ist noch nichts über deren spezifischen *Inhalt* gesagt, der nur in der Auseinandersetzung mit der konkret gelebten Praxis bestimmt werden kann. Die Subjektfiguren werden hier unter Berücksichtigung des Spannungsfeldes von Individualität und Sozialität doppelt eingeführt, wobei die mittlere Spalte auf Positionen im Modell (vgl. Abbildung 4) stärker links, die rechte Spalte auf Positionen im Modell stärker rechts verweist:

Tabelle 2: Verschiedene Praxisformen und damit korrespondierende Subjektfiguren

Praxisform	eher linke Raute ← Subjektfigur → eher rechte Raute	
Imaginative Praxis z.B. imaginieren, träumen, vorstellen	Imagining Self z.B. Zukunftsbilder schöpfen, Fiktionen schreiben/lesen, Rollenspiele, Visionsprozesse	Imaginers
Reflexive Praxis z.B. reflektieren, denken, debattieren, diskutieren, kalkulieren, erwägen	I z.B. Karriereplanung, Abwägen eines medizinischen Eingriffes, Steuererklärung machen	We z.B. öffentliche Debatten wie „wollen wir die neue Sporthalle bauen?“, gemeinsame Kinderplanung, Kanzler:innen-Trielle
Gewöhnliche Praxis z.B. lernen, gewöhnen, wiederholen, (ein)üben, anpassen	Me z.B. Fahrradfahren, Schwimmen, routinierte Teilhabe im Supermarkt/ in der Bahn/ auf dem Konzert	Us
Spontane Praxis z.B. anfangen, improvisieren, ausrasten, einfach machen, überraschen	Performing self z.B. Jubelschrei, erste Hilfe leisten, Improvisationsmusik machen	Performers

Ich möchte die verschiedenen Subjektfiguren in der gebotenen Kürze von ‚unten‘ her aufbauen. Dabei beschränke ich mich auf die mittlere, ‚individuellere‘ Spalte:

In der spontanen Performanz wird ein *performing self* aus der Innenperspektive durch ein handfestes Körpergefühl in der unvermittelten Bezogenheit auf den lebensweltlichen Umraum evident. Von einer Außenperspektive aus betrachtet, kann es in der Beobachtung der realisierten Körper-Praktiken ausgemacht werden. Dieses *self*

wird gerade nicht durch Reflexion hergestellt, sondern lebt in und von der spontanen Praxis. Aufgrund dieser Nicht-Reflexivität zerfällt das *performing self* niemals in Rollen und Identitäten, sondern ist immer ‚vollständig‘ in und mit der realisierten Praxis. Eine erste Schwelle der Selbstreflexion macht es dann in der Wahrnehmung dessen, dass er:sie gehandelt hat: „The self which had performed past acts is no longer the undivided self but a partial self, the performer of a role. Or, to use a rather equivocal term of the necessary precaution: a Me“ (A. Schütz 1996, 31). In der Selbstvergewisserung der eigenen praktischen Wirkmächtigkeit gibt der Akteur die spontane Einheit seines Handelns auf und erschafft in dieser Selbsterfahrung ein *me*. Dieses *me* muss nicht notwendigerweise sprachlich verfasst sein, sondern kann bereits durch die inneren Bilder und Rückblenden auf die eigene Praxis geschöpft werden. Der Akteur gewinnt hier eine Geschichte seiner Selbst, eine Biographie mit erfahrungsgesättigten, aber nicht unbedingt ausformulierten, in jedem Falle nicht vollends vergegenwärtigten Rollen und Bezogenheiten (vgl. Hodgson 2003, 159–60). Zum *I* bzw. *Ich* schließlich wird der Akteur erst, wenn er eine scharfe, reflektierende Grenze zwischen sich als Reflektierendem und sich als Reflektiertem treibt.⁸⁹ Darin entsteht eine reflexive, zumeist sprachlich verfasste Selbstvergewisserung, etwa in der Form von Identitätskonstruktionen: „Reflection becomes *self-recognition* (*Setzung des Selbst*) for the first time by giving rise to a definite self-division. Reflection attempts to achieve a definite self-recognition by concerning itself positively with the distance and in this way positing or objectifying the self as a reflected ego“ (Saito 1991, 27). Gleichwohl gelingt die reflexive Selbst-Setzung des *I* nur deswegen, weil sie enaktiert wird, eben als reflektierende *Praxis*: „„The identity of the ego is not the mere identity of a lasting one, but the identity of a performer. [...] The identity of the *I* (not the self) should be *confirmed* in the performance of reflection and can be confirmed only in the carrying-on of the reflection.“ (Ms. C 10, p. 28)“ (Saito 1991, 27). Als *imagining self* distanziert sich der Akteur schließlich nicht nur von seiner alltäglichen Praxis, sondern *idealerweise* auch von den realen Grenzen und Bedingungen, innerhalb derer diese verwirklicht wird. In den durch diesen kontemplativen Rückzug entstehenden Möglichkeiten kann es neue Selbstbilder⁹⁰ generieren, die in neue Selbstverhältnisse übergehen mögen.

Dieser kurze Abriss der mit den eingeführten Praxisformen entstehenden Subjektfiguren verdeutlicht die Vielfalt möglicher Subjektivierungsprozesse. Das angebotene Modell bietet prinzipiell die Möglichkeit, die Frage nach den spezifischen Akteuren von konkreten Sinnstiftungsprozessen auf differenzierte Weise anzugehen – was in der Folge in einem wertvollen Prozesswissen derjenigen Subjektfiguren münden kann, die sich für die Hervorbringung oder die Verhinderung einer bestimmten sozialen Realität als besonders geeignet hervorgetan haben. Die rekonstruktiven Abschnitte zeigen, dass eine solche Differenzierung von Subjektivierungsprozessen nicht nur geboten, sondern gleichsam auch möglich ist.

89 Diese Scheidung kann wohlgermerkt auch von Dritten für *deren* Zwecke unternommen werden. So werden explizierte Rollen- und Identitätskonstruktionen etwa im Rahmen von Identitätspolitik eingesetzt, um soziale Felder zu strukturieren und/oder zu manipulieren (vgl. grundlegend dazu etwa Somers 1994).

90 In dieser Eigenschaft hat etwa Stephan Panther (2020, 452) für imaginierende Akteure die Figur des „Institutionenbildner[s]“ angeboten.

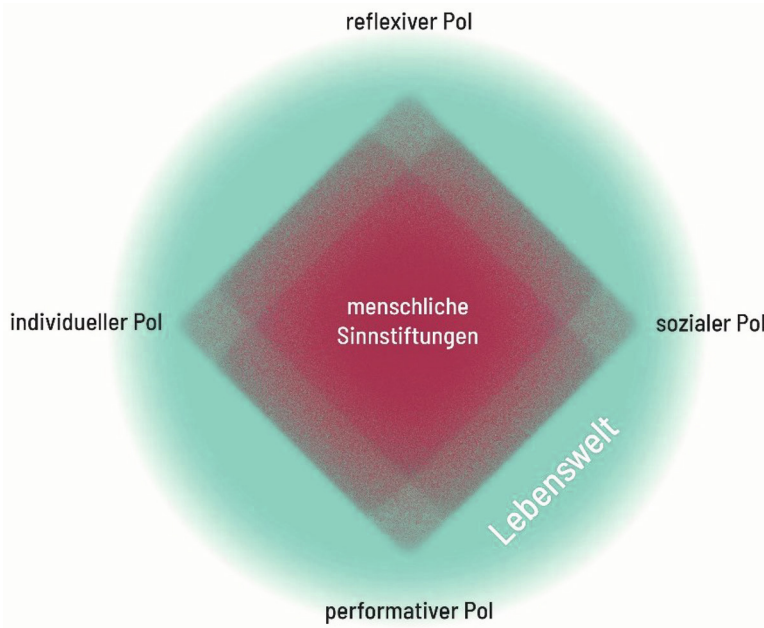
Blickt man mit diesem Hintergrund auf einschlägige ökonomische Forschungsliteratur, so wird schnell deutlich, dass diese von stark verkürzten Setzungen ausgeht, die der Fülle von Subjektivierungen nicht gerecht werden können. So modelliert etwa das Forschungsprogramm der Identitätsökonomik (vgl. Akerlof und Kranton 2010; 2002; 2000) Prozesse der Identitätsstiftung als durchwegs rationale Praktiken, die in der Bezogenheit auf klar definierte Identitätsangebote erfolgen. Das methodische Korsett limitiert die Modi der Herausbildung von Identität auf lediglich einen. Dies manifestiert sich schon in der Begriffswahl: Identität wird als expliziertes Angebot aufgefasst, während andere und insbesondere weniger reflektierte Subjektfiguren nicht thematisiert werden. Entscheidend aber ist, dass dem modellierten Akteur jegliche Möglichkeit der Distanzierung von der zugrundeliegenden Entscheidungsrationale abgeht. Damit fehlt ihr ein entscheidendes Charakteristikum reflexiver Praktiken, die immer auch eine Selbstdistanzierung implizieren. Es wird keine kategoriale Differenz zwischen Praxis (im Sinne einer Wahlentscheidung) und Reflexion angelegt (vgl. Unterabschnitt 2.3.3). Es bezieht sich mithin nicht auf die Lebenswelt, sondern auf imaginäre, hochgradig abstrakte Entscheidungsoptionen. Das von der Identitätsökonomik imaginierte Individuum operiert daher seinerseits ausschließlich als ‚Imagining Self‘, also in einem sehr begrenzten Bereich möglicher Subjektivierungen (vgl. dazu Fußnote 81).

Eben aufgrund solcher konzeptuellen Defizite wurde in diesem Kapitel eine umfassende epistemische Öffnung vorgeschlagen, die ihrerseits nicht vorwegnimmt, was sich als soziale Realität zeigen *muss*, sondern ein möglichst breites konzeptuelles Spektrum aufwirft, mit dessen Hilfe auf soziale Phänomene, darunter auch Prozesse der Subjektivierung, zugegangen werden kann.

2.4 ZWISCHENFAZIT

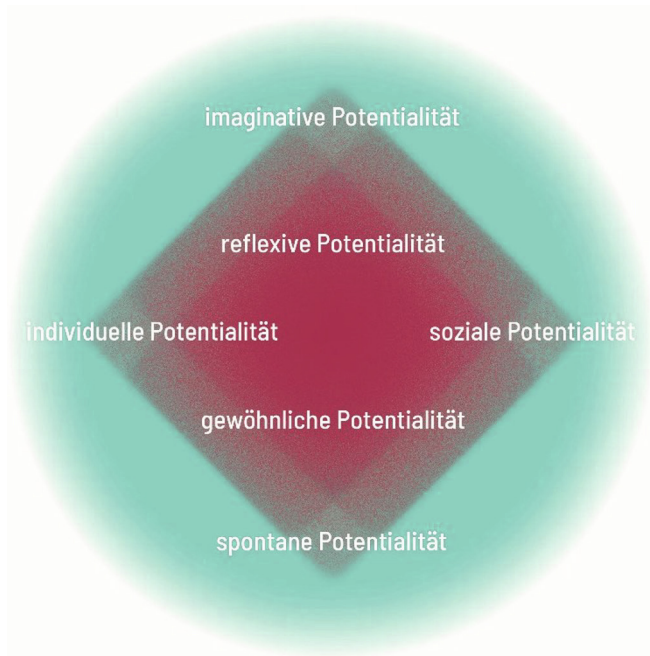
Das nunmehr vollständig entwickelte Modell von menschlichen Sinnstiftungen und deren Wandel kann wie folgt grafisch repräsentiert werden:

Abbildung 12: Gesamtmodell menschlicher Sinnstiftungen mit Bezug auf die Lebenswelt



Quelle: eigene Darstellung

Abbildung 13: Gesamtschau sozialer Transformationspotentiale



Quelle: eigene Darstellung

In der Spanne eines Lebens nicht überwindbaren Bezogenheit auf eine Lebenswelt entwickeln Menschen Sinnhorizonte, um mit eben jener Lebenswelt in sozialer Resonanz umgehen zu können. Diese Sinnhorizonte sind menschliche Institutionen. Ökonomische Institutionen sind jene, die als solche bedeutet werden. Sinnstiftungs- oder Institutionalisierungsprozesse haben immer sowohl eine Innen- wie auch eine Außenseite: Weltverhältnisse sind immer zugleich auch Selbstverhältnisse. Sinnstiftungsprozesse laufen jedoch nicht nur im Spannungsfeld zwischen Menschen und der Lebenswelt, sondern zudem in zwei weiteren Spannungsfeldern ab: in jenem zwischen Individualität und Sozialität einerseits und in jenem zwischen Praxis und Reflexion andererseits. Zusammengenommen induzieren die drei Spannungsfelder dynamische Prozesse der Reproduktion und Veränderung menschlicher Bezugnahmen auf die Lebenswelt. Während Prozesse, die weiter im Zentrum ablaufen, einen stärkeren Institutionalisierungsgrad aufweisen und damit einen Anschein der Unabänderlichkeit erhalten, bietet das modellierte Randgeschehen größere Potentiale, neue Sinnhorizonte zu generieren. Hier sind die individuellen, sozialen, imaginativen und performativen Potentialitäten angesprochen. Gleichwohl bieten auch die stark routinisierten oder regelbasierten Sinnstiftungen reflexive oder gewöhnliche Potentiale der Veränderung des Institutionengefüges.

Soziale und also auch ökonomische Prozesse gewinnen durch eine solche Betrachtung einen eminent potentialen Charakter, der, um es auch eine bewusst unkonkrete Formel zu bringen, ‚Vieles sein kann‘. Die Aufgabe der Sozialwissenschaften besteht nunmehr darin, sich konkreten Praktiken und Institutionen der Sinnstiftung (etwa in einem Unternehmen, einer Nation, einem Bildungskontext) mit einer prinzipiellen Offenheit zu nähern. Wissend, dass sich im konkreten empirischen Kontext Vieles und Vielfältiges zeigen kann, ist es an ihnen, die konkret enaktierten Institutionen zu rekonstruieren und zu benennen. Wie stark sind Praktiken von Reflexionen durchdrungen? Wie stark ist die agency der beteiligten Akteure? Verlaufen diese Praktiken im Rahmen stark institutionalisierter Verfahren oder versuchen sie diese zu transzendieren? Mithilfe solcher Fragen lassen sich konkrete soziale Regungen zumindest der Tendenz nach verorten. Das hier angebotene Modell mag dabei als Orientierungsstütze helfen, sollte jedoch nicht in eine modellplatonische Selbstgefälligkeit münden. Es gilt, dem konkreten Gegenstand angemessene Formen der sprachlichen, formalen und/oder grafischen Repräsentation zu entwickeln. In ihnen müssen spezifische Sinnstiftungsprozesse eines Typus, einer Gruppe oder eines individuellen Falls verortet werden können. Sie können außerdem dabei helfen, etwaige institutionelle Konflikte oder aber Friktionen institutionellen Wandels zu identifizieren.

